



Berlin, den 30. November 1901.

## Die rothe Robe.

Griffary ist ein Pyrenäennest dicht bei der Kreishauptstadt Mauléon. Da, in der alten Landschaft Zuberna, sitzen seit manchem Jahrhundert die Basken, die, nach Lagardes Zornwort, „gar keine Nation sind, sondern eine aus vorhistorischer Zeit in die historische herübergerettete Kuriosität, ein lebendiges Fossil“, deren Ihererblut aber lange so stark in den Pulsen pochte, daß kein fremder Eroberer es händigen konnte. Sie haben die Araber und die Karlinger überdauert; und als sie ins gallische Joch gezwungen und staatlich von den unter spanischer Herrschaft lebenden Stammesgenossen getrennt waren, haben sie alte Art und Sitte dennoch bewahrt: den Biskar, den Rath der um die Gerichtsseiche versammelten Geronten, die aus Aquitanien mitgebrachte Sprache, den starren Ehrbegriff aus den Jugendtagen der Ritterromantik. Im Schicksalsjahr 1789, als Europens nie des Hoffens müde Kinder jauchzend das Märchenmorgenroth einer neuen Freiheit grüßten, wurde diesem durch generatio aequivoca entstandenen Stamm der letzte Rest alter Freiheit geraubt. Den Verlust der Staatsgemeinschaft und mühsam erhaltener Privilegien hatten die Basken aber lange vorher schon an Europa gerücht: unter ihnen war, in der Provinz Guipuzkoa, Ignaz Loyola geboren worden; und dieses grüßten Baskensohnes Spur war in Neonen nicht, wie auch der Sturm heulen, das Gestrüpp nachwachsen würde, aus den Kulturpflanzungen der Christenwelt wegzuwischen. Das war die Rache; die feinste, wirksamste, nachhaltigste, die eines Volkes gekränkter Genius ersinnen konnte. Damit haben die Basken sich begnügt; den Franzosen wenigstens sind sie nie allzu lästig geworden. Doch siehts in dem südwestlichen Reichs-

winkel natürlich aus wie überall, wo zwei Völker ums Lebensrecht gerauft haben, Deutsche und Tschechen, Preußen und Polen, Briten und Iren; verachtend und dennoch mißtrauisch blickt der Sieger herab und aus des Besiegten Auge schießt der Haß nach dem Werkzeug, das ohnmächtiger Wuth zur Waffe werden könnte. So ist's in Böhmen, in Posen und in den Pyrenäen. Und überall werden in unruhiger Zeit die Gegensätze besonders sichtbar. Wenn politische Leidenschaft erwacht, wenn eines Kapitalverbrechens Widerhall die Gemüther schreckt, dann sondern die Menschen sich, die bis dahin leidlich zusammen lebten, und finster schaut, ohne Zutrauen, Einer den Andern an: Ist Der auch ein Patriot? Müssen von Diesem wir uns nicht falschen Zeugnisses verschren? Trotz den Klagen über Bedrängniß sind in solchen Gegenden die dem Eroberervolk Angehörigen glücklich; und ungern würden sie in stillere Gegenden ziehen. Menschenmassenglück giebt es nur, wo Jeder unter sich, tief unten, eine Schicht fühlt, die er verachten, verfluchen, anspeien kann, ohne sich eines Mächtigen Rächertzorn zuzuziehen.

In Triffary ist, in einem einsamen Gehöft, ein Greis ermordet worden. Goyette; kein reicher Mann; und nur ein Baske. Die Sache wäre vielleicht bald vergessen worden, wenn in Mauléon nicht eine baskische Zeitung erschiene, deren Herausgeber die günstige Gelegenheit packt, um die Fremdherrn einmal gründlich zu ärgern. In Frankreich kann jeder Bürger, auch wenn er nicht in Klein-Tschirne wohnt und einem Grafengeschlecht entstammt, über die Beamten, die in diesem Barbarenland als die Dienstboten der Nation gelten, in kaum beschränkter Freiheit seine Meinung sagen. Dieses Recht läßt der Schreiber des Eskual Herria sich nicht nehmen. Auf jedem Blatt, das durch Stadt und Vorstadt flattert, schildert er die jämmerliche Unfähigkeit und Trägheit der Behörde, die Wochen lang nun schon vergebens nach der Spur des Mörders spähe. Rette Richter! Und diese Staatsanwaltschaft! Freilich: unser Gericht wird ja stets mit Kerlen besetzt, die sich anderswo unmöglich gemacht haben; Mauléon ist längst zum Verbannungsort für Beamte geworden und wird namentlich von den Richtern so gefürchtet wie von Soldaten und Offizieren die Strafkolonie, die sie mit lächelndem Grauen Biribi nennen. Solche Artikel lesen selbst in Frankreich Staatsanwälte und Richter nicht gern. In einem Kulturstaat würde man den Schreiber einsperren und hätte Ruhe; da unten aber, wo so einfache Mittel fehlen, fängt auch die französische Lokalpresse allmählich, um nicht der Laune geziehen zu werden, zu murren an und zu fragen, ob die Justiz denn schlafe. Und der Oberstaatsanwalt, dem die Aufsicht über das Landgericht an-

vertraut ist und von dessen gutem Willen Wohl und Weh der richterlichen Beamten abhängt, läßt sich alle die Rechtspflege behandelnden Artikel schicken. Während genug wird er schon sein. Ein so elendes Geschäftsjahr hat das Landgericht nie vorher gehabt. Drei Freisprechungen; und vierzehnhundert Monate Gefängniß weniger als im vorigen Jahr. Die Richter von Mauléon sind keine Unmenschen; sie lassen den Herrgott einen guten Mann und Themis eine blinde Dame sein, amüsiren sich, so oft die Enge des Nestes es irgend erlaubt, und ziehen, wenn die Geschworenen gar zu lange berathen, zur Urtheilsverkündung den Frack an, um die Abendmahlszeit nicht kalt werden zu lassen. Dieser Skandal aber geht ihnen doch über den Spaß. Drei Freisprechungen, fast gar keine neuen Anklagen und ein Ermittlungsverfahren, in dem nicht das Geringste ermittelt wird. Das fällt ja auf Alle zurück. Und Keiner von Allen will als Landgerichtsrath in diesem öden Provinzwinkel sein Amtsleben beschließen. Nächstens wird eine Oberlandesgerichtsrathsstelle frei; wer aber wird unter solchen Umständen an Mauléon denken? Eigentlich, wenn man recht überlegt, ist's die Schuld der Staatsanwaltschaft. Die klagt nicht oft genug an, vertritt die Anklagen, die sie erhebt, nicht mit der nöthigen Entschiedenheit und hat ihre Untersuchungsrichter so schlecht gedrillt, daß sie Wochen lang über Akten sitzen, statt mit fester Hand einen Mörder zu fassen. Und Bagret, der Erste Staatsanwalt, will Oberlandesgerichtsrath werden und hat sich die rothe Amtsstracht des Appellhofes schon angeschafft! Warum er gerade? Weil er drei Leute auf Lebenszeit ins Zuchthaus gebracht hat? Eine achtbare Leistung. Seitdem aber ist er recht schwach geworden; und bei dem neuen Mord versagt er ganz. Nichts, nicht die winzigste Spur. Ein Skandal; hier, wo große Sachen so selten sind!

Bagret ist ein stiller Mann, der seine Pflicht thut, so gut ers vermag, am Monatsende ohne Groll die dreihundertfünfundneunzig Francs einbringt, die der Staat ihm für Arbeit und Repräsentation zahlt, und seufzend die Klagen und Vorwürfe der ehrgeizigen Gattin über sich ergehen läßt. Die paßt in die Welt; täglich räth sie dem Manne, an Strebsameren sich ein Beispiel zu nehmen: nur durch die Politik kommt man heutzutage schnell hoch, mit Abgeordneten muß man intim werden, Ministern den Hof machen, — und zur rechten Stunde, ehe die schlecht gezimmerten Thronchen wackeln. Dazu hat Bagret aber kein Talent. Er ist kein Cato, ist von Eitelkeit nicht frei und hat gejubelt, als die Botschaft von der Ermordung des baskischen Greises ihn aus dem Schlaf riß. Das konnte der große Erfolg seines Lebens werden. Was Andere durch Verwandte und Bekannte, durch Protektion und

Konnexion erreichen, würde ihm als Lohn eigener Kraft zufallen. Ein Jammer, daß dieser Hallunke von einem Mörder sich nicht fassen läßt. Schon wispert es rechts und links, das Ermittlungsverfahren solle von einem pariser Kriminalkommissar geleitet werden. Das wäre die Schande; dann gäbe es höchstens noch einen langen Todeskampf bis zur Pensionirung. Der vom Oberlandesgericht ernannte Schwurgerichtspräsident, der nach jeder Session an den Justizminister berichtet, behandelt den Ersten Staatsanwalt schlecht und die Kollegen stecken die Köpfe zusammen: Der gute Bagret wird wohl bald fällig sein; er ist auch wirklich recht schlaff geworden. Drei Freisprechungen; trotzdem nur Provinzanwälte plaidirten! . . . Da kommt Hilfe in höchster Noth. Der Untersuchungsrichter hat es satt, das Stichtblatt des Städtchens zu sein; er giebt, unter dem Vorwand plötzlicher Erkrankung, die Akten ab und sein Nachfolger wird ein Landrichter, der sich verpflichtet, binnen drei Tagen den Mörder hinter Schloß und Riegel zu haben.

Dieser Richter heißt Rouzon. Ein fideles Haus und ein guter Kerl. Jeden freien Tag verläßt er in Bordeaux mit Freunden und Freundinnen; da gehts dann hoch her, — natürlich infognito, um die Würde des Richteramtes zu wahren. In Mauléon begnügt der stattliche Bierziger sich mit schlichteren Vergnügungen; er hat sich eine Briefmarkensammlung angelegt und ist selig, wenn er ein seltenes oder wenigstens zum Austausch geeignetes Exemplar aufreiben kann. Dabei sehr tüchtig im Dienst. Eine feine Spürnase und im engen Kreis berühmt wegen seiner Kunst, wortfarge Angeklagte zum Sprechen zu bringen. Alle Dienstaltersverhältnisse kennt er auswendig, mit allen Kollegen, Vorgesetzten, Untergebenen ist er auf dem besten Fuß und dem Abgeordneten des Kreises hat er sich als rühriger Agitator unentbehrlich gemacht. Kein bösertiger Streber, kein Kriecher; ein pfliffiger Durchschnittskriminalist, den weder Strupel noch Zweifel plagen. Noch ehe ihm die Mordfache wider Unbekannt übertragen war, hatte er sich einen Bers darauf gemacht. Die Untersuchung war bisher von dem Glauben geleitet worden, der Mörder müsse ein Landstreicher sein. Jrgend ein bastischer Esel hatte nämlich dem Richter vorgeplarrt, er habe ein paar Stunden nach dem Mord Zigeuner aus dem Gehößt des alten Gohetche kommen sehen. Unstinn, sagt Rouzon; Landstreicher wählen Straßen, wo was zu erbetteln ist; Landstreicher essen und trinken, wenn Speise und Trank erreichbar sind, und stehlen, nach uralter Kriminalistenerfahrung, zunächst immer Stiefel. Im Haus des Gemordeten ist Brot, Wein, Fleisch unberührt geblieben und kein einziges Stiefelpaar fehlt. Also wars kein Landstreicher. Denen mag über-

haupt der Teufel nachspüren. Nein: der Mörder muß dem Lebenskreis des Gemordeten nahegestanden und an dem Tode des Alten ein Interesse gehabt haben. Dieser Fährte nur darf man folgen. Es müßte doch seltsam zugehen, wenn ein halbwegs gewandter Gendarm nicht in achtundsierzig Stunden herausbringen sollte, ob in dem Zammerneß nicht Jemand wünschen mußte, der alte Soyette möge mit Extrapost in die Grube fahren. Und sind wir so weit, haben wir erst einen leibhaftigen Angeklagten, der ins Loch gesteckt und dessen Name auf den Altendeckel geschrieben werden kann, dann wird die blinde Göttin in ihrer Allgüte schon vorwärts helfen.

Mouzon hält sein Wort. Am dritten Tage sitzt der Bauer Etchepare in Untersuchungshaft. Ein Baske; famos. Und auf den ersten Anhieb schon Indizien die schwere Menge. Der Kerl sieht übel aus, leugnet Alles, ist aufgereggt und vertheidigt sich ungeschickt. Das Beste wird sein, ihn zunächst mal eine Woche lang in der Isolierzelle zu kiren. Inzwischen kann man seine und seiner Frau Personalakten einfordern und sehen, was da auf dem Kerbholz steht. Richtig: vier Vorstrafen wegen Körperverletzung; na, einem solchen baskschen Rowdy ist der Mord am Ende doch zuzutrauen. Und die junge Frau, die so anständig aussieht, hat wegen Hehlerei einen Monat im Gefängniß gefessen. Feine Familie. Zwar giebt's noch einen Entlastungszeugen: den Mann, der die Zigeuner gesehen haben will. Aber die Wippchen kennt man ja. Nach jedem Mord will irgend Einer irgend Etwas gesehen haben. Nur Neulinge gehen noch in diese Falle. Und hier ist's gar ein Baske; eine Krähe hackt der anderen die Augen nicht aus. Wenn der Kerl mal erst ordentlich angechnauzt ist und dadurch eine Ahnung von der Heiligkeit des Zeugeneides bekommen hat, wird er schon klein werden. Was weiß er denn überhaupt? Auf der Polizei hat er ausgesagt, es seien fünf oder sechs Zigeuner gewesen; jetzt, einen Monat später, waren es bestimmt nur fünf. Mit solchen Widersprüchen, mit so halslosen Angaben wagt der freche Bursche die Justiz zu belästigen! Natürlich: ein Baske, ein Geschäftsfreund und Kumpan Etchepares. Dem wird Mouzon die Flötentöne beibringen. Ist er blöde, so heißt: Heraus mit der Sprache; dazu sind Sie hier. Wird er lebhaft: Keine schnodderigen Redensarten! Halten Sie den Mund! Sie haben nur auf meine Fragen zu antworten. He? Sie wissen wohl nicht, daß Paragraph 261 des Strafgesetzbuches das falsche Zeugniß mit Zuchthaus bedroht und daß Sie, weil Sie dem Angeklagten früher Hammel verkauft haben — Sie sehen: ich weiß Bescheid! — ohnehin verdächtig sind? Der verschüchterte Bauer dankt schließlich seinem Herrgott, daß er nicht gleich verhaftet wird, und

ist für die Hauptverhandlung unschädlich gemacht. Wider besseres Wissen und in der Absicht, das Recht zu beugen? Nein. Der Untersuchungsrichter ist seiner Sache sicher. Er hat seinen Mörder unter Verschluss und darf nicht dulden, daß die Justiz noch länger von Helfershelfern oder Faselhänsen auf falsche Fährten gelockt wird. Ist der Angeklagte, trotz allen Indizien, dennoch unschuldig: schön; dann muß er seine Unschuld doch auch beweisen können. Hat er vor fünfzehn Jahren dem alten Gouette einen kleinen Weinberg abgekauft und sich verpflichtet, den Preis in Form einer Rente zu zahlen, die der Greis bis ans Ende seiner Tage beziehen soll? Ja. Hat er inzwischen den Weinberg weiterverkauft und war ihm seitdem, als einem Mann ohne Vermögen, die Pflicht zur Rentenzahlung erst recht lästig? Ja. Ist es wahr, daß er vor Zeugen gesagt hat, der liebe Gott müsse vergessen haben, Gouette von der Erde zu rufen, und, es sei zu dumm, dem alten Esel immer wieder Geld in den Rachen zu stopfen? . . . Ja. Wäre die Quartalsrente eine Woche nach dem Tag des Mordes fällig gewesen? Ja. Hat Etchepare, als er verhaftet werden sollt, seiner Frau zugerant: Keinen Ton davon, daß ich damals nachts draußen war? Nein. Das ist gelogen! . . . Merkwürdig. Ein Gendarm will beschwören, daß er diese Worte gehört hat; und außerdem noch den Angstruf: Ich sitze drin! Noch merkwürdiger, daß gerade an der entscheidenden Stelle des Verhörs der Angeklagte nicht bei der Stange bleibt. Bald schwört er, in der Mordnacht sein Haus nicht verlassen zu haben, bald giebt er zu, draußen gewesen zu sein, — aber nicht in Trissary, sondern in den Bergen, um bei strömendem Regen ein über die Grenze geschmuggeltes Pferd, das ihm entlaufen war, einzufangen. Das Pferd hat er nicht gefunden. Kein Zeuge stützt den abenteuerlichen Versuch eines Alibibeweises. Und die Frau benimmt sich nicht minder auffällig. Ihre Vorstrafe leugnet sie. Alter Verbrecherbrauch. Dann wird sie weich, schickt sich in den Glauben an irgend eine ihr selbst verborgene Schuld des Mannes, dem sie bei der Konfrontierung zuredet, sein Gewissen zu entlasten, widerruft, als er beim Leben der Kinder seine Unschuld behauptet hat, die frühere Aussage und wird schließlich frech. Ein Schulfall entlarvter Verbrecherpraxis. Der Landrichter Mouzon kann lachen. Im Handumdrehen hat er die Sippschaft klein gekriegt; nun soll ihm noch Einer mit der Zigeunergeschichte kommen. Er läßt Frau Janetta Etchepare verhaften, weil sie hinreichend verdächtig ist, dem Thäter zur Begehung des Verbrechens durch Rath oder That wissentlich Hilfe geleistet zu haben. Vielleicht wird sie von den Geschworenen freigesprochen; jedenfalls ist sie auf der Anklagebank unschädlicher

als am Zeugentisch. Die Leute wollen es ja nicht anders. Der Richter hat ihnen genug zugeredet, sie oft genug freundlich ermahnt, durch ein frühes Geständniß sich mildernde Umstände zu sichern. Als Dank erhielt er Schimpf und Flüche. Habeant. Rouzon kann die Voruntersuchung schließen und die Akten zur Erhebung der Anklage an die Staatsanwaltschaft abgeben.

Das Hauptverfahren wird eröffnet, die Sache vor das zuständige Schwurgericht verwiesen. Als Montesquieu den Geist der Gesetze prüfte, sagte er: Au jugement du peuple on doit soumettre un fait, un seul fait. Und der Strafrechtslehrer Ferri, ein Sozialdemokrat, hat den Satz geschrieben: „Niemand denkt daran, seine Taschenuhr dem Schuhmacher zur Reparatur zu geben; die Ausübung der Strafsjustiz aber verlangen wir vom erstbesten Krämer oder Rentier, Maler oder Kaufmann, der vielleicht niemals in seinem Leben einem Strafprozeß beigewohnt hat.“ In Mauléon sprechen Franzosen einem baskischen Ehepaar das Recht, sollen Ackerbürger und Bauern entscheiden, ob ein umständlicher Indizienbeweis die Anklage so fest stützt, daß ein Todesurtheil gefällt werden muß. Der präsidirende Oberlandesgerichtsrath, der die Akten kennt und während der Hauptverhandlung nur die eine Sorge hat, nicht etwa durch einen formalen Verstoß gegen die Strafprozeßordnung Grund zur Aufhebung des Urtheils zu geben, birgt seine Ueberzeugung von des Angeklagten Schuld nicht in des Buses Tiefe. Bei der Vernehmung berührt er keinen Punkt, von dem aus die Anklage erschüttert werden könnte; und mit kleinen Späßen sucht er die Geschworenen auf seines Glaubens sicheren Grund zu winken. Die beiden Hammel, fragter lächelnd, haben Sie am Tage vor der That wohl geschlachtet, um sich für die Arbeit zu üben, Angeklagter? Solche Scherze erheitern den düsteren Morgen ein Bißchen. Ehepare wäre verloren, wenn die sensationelle Sache nicht einen berühmten Verteidiger aus der Hauptstadt herbeigeloct hätte. Der weiß, wo man ländliche Geschworene zuerst fixeln, wo später mit starkem Griff packen muß; und nach der Peroratio ist die Freisprechung gewiß. Da erhebt Bagret sich zur Replik. Bisher hat er die Anklage ruhig vertreten und sich nur im Stillen gefreut, daß kein ihr ungünstiges Moment erwähnt wurde. Jetzt, nach dem Triumph des Verteidigers, regt sich die Berufsseitelt; und die Wuth des beamteten Routiers, der die Arbeit langer Wochen vernichtet sieht. Dieser Schwäger, der die ganze Sache doch nur als Reklame benutzt, soll mit seinem Donnern und Säufeln, mit dem Aufgebot der erbärmlichsten Melodramenmittel die Geschworenen rühren, zu sich herüberschmeicheln, dem Ersten Staatsanwalt die

Karriere verderben? An diesem in der Kriminalgeschichte des Städtchens großen Tage soll der erste Vertreter des Rechtes vor allem Volk von einem schlauen cabotin in den Sand gestreckt werden? Nicht mehr um Etchepare handelt sich nun: ein Rhetorenduell ist's, ein Komödiantenkampf, dessen Ausgang über die Ehrenstellung des Protagonisten entscheiden soll. In solchem Kampf heiligt der Zweck alle Mittel. Nie sprach Bagret so wirksam. Des Aermsten Hütte ist, ruft er, und des Reichsten Leben bedroht, wenn so ungeheure Gräueltthat straflos bleibt; und an Euren Häuptern wird des Allmächtigen Born die geschändete Gerechtigkeit rächen, wenn Menschenschwäche in dieser Schicksalsstunde versagt. Wie Posaumenton hallt der Ruf durch den Saal und entschlossener Haß blickt aus der Geschworenen Auge: der stärkere Distrione hat gesiegt. Der Bertheidiger schweigt; er hat seine große Arie gesungen und fühlt, daß in diesem Augenblick nichts mehr zu machen ist. Vielleicht hat er schon einen Formfehler notirt, der zur Aufhebung des Urtheils führen muß; und auf jeden Fall kann er sagen, daß die Sache eben nicht zu retten war. Doch... Der Erste Staatsanwalt ist ein ehrlicher Mensch. Während er in leidenschaftlichem Eifer um den Sieg, um sein Ansehen rang, ist ihm, unter des Bewußtseins Schwelle zuerst, ein Zweifel entstanden, der stieg und stieg und mählich durch die Nebel des Rednerrausches drang und zur felsensteinsten, den Posaumenton der Stimme übertönenden Gewißheit ward: Der Angeklagte, den Deine Zunge verdammt, gegen den Du die wildesten Triebe des Menschengethiers aufspeitschst, ist unschuldig und aus Worten nur, aus werthlosen, nichtswürdigen Worten das Gebäude gefügt, dessen Wucht ihn erdrücken soll. Du lügst, da Du ihn des Todes durch das Beil werth nennst, und mußt Dich schämen, je Deinem Kind noch ins Auge zu schauen, wenn Du nicht jetzt, in der leyten Minute, sagst, wie Vieles für seine Unschuld spricht. Der Bertheidiger verzichtet auf das Wort zur Duplik. Als die Geschworenen sich schon zur Berathung zurückziehen wollen, deren Ergebnis nicht mehr zweifelhaft ist, beantragt Bagret eine Pause. Vergebens bemüht er, dem Kollegen und Hörer zujubeln, sich, in den Bureaukratenherzen des Oberstaatsanwaltes und des Präsidenten dem Angstruf seines Gewissens einen Widerhall zu wecken. Dann sagt er vor Gerichtshof und Jury, was er zu sagen hat. Und die Angeklagten, die der Ankläger selbst nicht für überführt hält, werden freigesprochen. Die vierte Freisprechung in diesem Jahr! Das ganze Landgericht ist kompromittirt. Nur Mouzon kann immer noch lachen: er kommt, trotzdem er sich in böse Frauenzimmergeschichten verwickelt und Schulleute beleidigt hat, als Günstling des mächtigen Abge-



ordneten ans Oberlandesgericht. Bagret wird noch ein Weischen im Biribi der Juristen versauern und dann pensionirt werden; ein so zersahrener, sentimentaler Herr taugt doch wirklich nicht für die Staatsanwaltschaft. Aber auch die Angeklagten gehen nicht mit heiler Haut aus dem Verfahren hervor. An dem Manne bleibt der Verdacht kleben, er ist geächtet, seiner kargen Lebensmöglichkeit beraubt und kann als Auswanderer ein neues Heim suchen. Und die Frau? Was sie Jahre lang unter Qualen dem Egeherrn verbarg, hat die öffentliche Hauptverhandlung ans Licht gebracht. Als sechzehnjähriges Hausmädchen ist sie in der Hauptstadt vom stinken Sohn des Dienstgebers verführt worden; der junge Herr ist mit ihr und mit einer dem Vater gestohlenen Summe durchgebrannt und Janetta hat, weil ein Gerichtshof sie für die Fehlerin hielt, einen Monat im Gefängniß gefessen. Das verzeiht ein baskischer Bauer nicht. Ethepeare zieht mit den Kindern, deren Pflege seine alte Mutter übernimmt, nach Amerika. Die Frau mag sehen, was aus ihr wird. Den Mann hat sie, die Kinder, die Ehre verloren. Wodurch? Sie hat nichts verbrochen. Ein lüsterner Schlingel hat vor zehn Jahren ihre jungen Sinne bethört, ein der Pflicht getreuer Untersuchungsrichter hat diesen Fehltritt aufgespürt, ein Schwurgerichtspräsident ihn, weil das Vorleben und die Vorbestrafung der Angeklagten wichtig ist, „thatächlich festgestellt“. Alles ist in schönster Ordnung; die Beamten thaten, was sie im Interesse der Rechtspflege thun mußten. Das begreift Frau Ethepeare nicht, trotzdem sie bei einer feinen „Herrschaft“ gedient hat. Sie sieht nur, daß sie aus der Menschengemeinschaft gestoßen ist, weil ein Richter mit zuckerfühem Wort einen Unschuldigen unters Beil bringen wollte. Der Haß des Armen, der ein Leben lang dem Mächtigen nur ein zur Arbeit oder zum Vergnügen brauchbares Werkzeug war, flackert in ihrem dumpfen Sinn auf; und sie tötet den Richter, der ihr die Ehre nahm, den Mann und die Kinder entriß.

Das ist der Inhalt des Dramas „Die rothe Robe.“ Seit Wochen wird es in deutschen Städten aufgeführt, in einer Sprache, die deutsch scheinen möchte, und in Berlin von hilflos stümpernden Spielern. Es ist kein gutes Drama, kein Werk eines Dichters, dem eine große Vision die Welt zeigt, wie er nur sie sehen kann. Das romanhaft mehr noch als romantisch stilisirte Bauernpaar und die aus Daudets Provence stammende Mutter passen nicht in den Sittenkomoedienton und der Totschlag scheucht des Betrachters Phantasie auf die Hintertreppe. Möglich, daß gerade die groben Effekte dem Stück den Erfolg brachten; möglich auch, daß der Verfasser, Herr Eugen Vieljeu, sie, so gering er sie schätzte, für nöthig hielt, um ein schwieriges und

gefährliches Thema dem Haufen, der Schauspielhäuser füllt, schmackhaft zu machen. Wahrscheinlich sogar. Denn Herr Brieux gehört nicht zu den Artisten, die aus ihrer Technikerwerkstatt verachtend auf das Weltgewimmel der Wirklichkeit herniederblicken und leise nur lächeln, wenn Einer leugnet, l'art pour l'art, die Kunst um der Kunst willen sei aller Menschenkultur höchstes Ziel und banausisch albern das Trachten verschollener Dichter, auf der Mitlebenden Sitte und Sittlichkeit zu wirken. Mag Hinz verderben, Kunz verrecken und eines ganzen Volkes Lebenswurzel verdorren: wenn dem Poeten nur eine neue Form, ein nie noch erhörter Rhythmus gelingt. Von diesem Aesthetenwahn ist Herr Brieux frei, fast so frei wie weiland Herr Aristophanes, der nebenbei noch ein genialer Rüpel war. Das ist Herr Brieux nun nicht; aber ein gescheiter, manchmal nur allzu geistreicher Mann mit klarem, von keiner Heuchelei geblendeten Auge und dem redlichen Willen, die Menschen zu bessern. Diese Wirkung soll ihm die Macht der Bühne erstreiten. Nicht Boulevardiers und Cocotten zeigt er im Schauspiel, nicht Psychofen und interessante Fälle verirrt Gefühls, sondern Alltagsmenschen, meist aus der „Provinz“, und Alltagsvorgänge, aus denen die Schauer moralische Lehre heimnehmen sollen. Daß eine mit städtischer Damenbildung gemästete Bauerntochter den Dornenweg aller Deklassirten gehen muß; daß in Demokratien die Politik ein unsauberes, korrumpirendes Geschäft ist; daß man Säuglinge nicht Ammen und Pflegemüttern anvertrauen, heirathfähige Mädchen nicht hastig verschachern, das nächste Geschlecht nicht syphilitisch verseuchen soll: mit solcher menschenverständlichen Weisheit wirbt Herr Brieux um den Titel eines docteur ès sciences sociales. Darob mag Mancher die Nase rümpfen und sich selig preisen, weil er nicht ist wie Dieser, der philistrisch genug denkt, um dem Nächsten Nüchliches sagen zu wollen. Ist aber wirklich stolzerer Ruhm, als Artist vor der Menge sein Rad zu schlagen und sich als Prestidigitateur, als Erfinder neuer und neuester Kunststücke bewundern zu lassen? Herr Brieux könnte sich auf Diderot und Rousseau, auf den zweiten Dumas, den Vorredner des modernen Dramas, und sogar auf Shakespeare berufen, dem des Schauspiels Zweck schien: der Tugend und dem Vaster ihr Bild, dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen. Der Franzose ist kein starker Plastiker. Seine Theaterstücke sind Moralitäten. Aber er fährt seine Sache gut, kennt die Optik und Akustik eines Bühnensaales und spricht so, daß ein Erwachsener ihm zuhören kann, ohne sich nachher des Lauschens schämen zu müssen. Solche Eigenschaften sind immerhin schon der Rede werth, — besonders in unsren

Tagen, wo man, ad artis maiorem gloriam, zwischen Theater und Circus, Theater und Kneipe den lästigen Grenzstein wegzuschaffen bemüht ist. Neben den Wortjongleuren, den Verschlungenmenschen und virtuosen Nachahmern geistlosen Stammelns darf mit schlichterer Gabe am Ende auch der Mann sich sehen lassen, der als Erster den Muth gehabt hat, im grauiam hellen Rampenlicht die Seele des Durchschnittsrichters zu enthüllen.

Als Erster? Hat nicht schon zu Kleons Zeit Aristophanes die „Wespen“ geschrieben, Racine des Griechen politische Satire zu der Posse von den Plaidours umgearbeitet, Kleist den unsterblichen Dorfrichter Adam vor den Blick der Deutschen gestellt und mancher Komoede den Kadi mit der Narrenpritsche gestäubt? Gewiß; nur wollten sie Anderes als der Fran-  
zoje. Die Geldgier der Heliasten, die für jede Gerichtssitzung drei Obolen einstrichen und sich auf der Agora an dem Bewußtsein rösteten, für ein paar Stunden die allmächtigen Herren der attischen Welt zu sein, traf der Hohn des Wespendichters, der in dem Volksgericht die ganze Annäherung der Volksherrschaft dem Gelächter preisgeben wollte, einem Gelächter, in das, wie heute jeder wahrhaft Freisinnige weiß, nur Reaktionäre einstimmen konnten. Kleists geiler Adam ist komisch und verächtlich zugleich, weil er mit vollem Maul judiziert, in eigenster Sache zu Gericht sitzt und, um den Hals aus der Schlinge zu ziehen, zur frechsten, zur dümmsten Beugung des Rechtes entschlossen ist, dessen strenge Wahrung in seine Hand gelegt ward. In tausend Büchern der Weltliteratur ist der verknöcherte, mit Paragraphenweisheit gestopfte, Barbarenlatein sprechende, dem Leben und allem lebendigen Gefühl entfremdete Richter zu finden und in Ost und West ist seit Jahrtausenden der bestechliche Rechtspfleger eine der Volkspheantasie vertraute Gestalt. Ihr Esel, sagt Aristophanes, bildet Euch ein, durch das Bronzetäfelchen des Heliasten den Göttern ähnlich zu werden, weil ein armer, vom Sykophanten Euch ausgelieferter Schächer winselnd die Hände zu Eurer Höhe hebt; Ihr Spitzbuben langt nach dem Richteramt, weil es Geld einbringt, nährt die Prozeßsucht der Parteien und pönt sie mit schwer erschwinglichen Bußen, damit Euch künftig der Sold nicht fehle. Mein Gegner, sagt Beaumarchais, hat dem ehrenwerthen Gerichtsrath Goëzman für den Schiedspruch mehr Geld geboten als ich und damit eine mir ungünstige Entscheidung erreicht. Durch alle Zeiten und Zonen gellt so der Wuthschrei gegen die feile Justiz, die der Reichere kauft, wie eine Waare, ein Reitpferd, einen prostituirten Frauenleib. In Mauléon muß diejer alte Ruf verstummen; da giebt es keinen bestechlichen Richter. Unter den viertausend Richtern unseres Landes, so

hören wir, wird kaum Einer für Geld vom Rechtswege weichen. Alle Richter und Staatsanwälte, die wir im Kampf um die rothe Robe des Oberlandesgerichtsrathes sehen, sind bürgerlich ehrenwerthe Männer, denen nie auch im Traum nur der frevle Wunsch nahe, von den Parteien Geld, von einer hübschen Angeklagten ein Schäferstündchen zu erpressen. Nicht einmal ohne Wohlwollen sind sie. Jeder glaubt, in jedem Augenblick so zu handeln, wie die großen Interessen des Staates und der Gesellschaft, der Autorität und Humanität es von ihm fordern. Und wenn wir von diesen anständigen, korrekten, im Dienst eifrigen Leuten scheiden, müssen wir des grausen Wortes denken, das mit frommem Schauder einst Joseph de Maistre sprach: *J'ignore ce qu'est l'âme d'un scélérat, mais je crois savoir ce qu'est l'âme d'un honnête homme; c'est affreux.* Die Menschen, deren Anblick uns zu solcher Erinnerung stimmt, sind Richter, Herren über Besitz und Ehre, über Leben und Tod; und die Darstellung ihrer Berufskrankheit ist ein Kapitel aus der Aetiologie der Strafrechtspflege. Das hat noch Keiner gewagt. Nie ward über die Richter auf der Bretterbühne Gerichtstag gehalten. Den Ruhm dieses Versuches kann selbst der freche Spötter aus Attika, durch dessen Hirn trunkene Grazien tobten, Herrn Brieg nicht rauben.

Im Ragensprung nach fetterer Beute hat Aristophanes in den „Wespen“ ein Symptom der Richterberufskrankheit gestreift. Der Hundeprozeß soll beginnen. Die Parteien werden vorgeführt. Da ruft Kleobold, der Richter aus dem Volk, als er den vierbeinigen Angeklagten erblickt: „Ein verfluchter Hund! Zehn Diebe aus dem Auge ihm sehn! Und wie mit dem Schwanz er wedelnd meint, mich zu hintergehn!“ Koch that das Thier nicht die Schnauze auf; wie aber sollte es nicht schuldig sein, nicht tückisch, verlogen, grundfalsch vom Kopf bis zum Schwanz, da einer Klage Gewicht es belastet? Doch wir schauen ins Zerrbild einer versunkenen Welt, lachen nur flüchtig und spizen schon wieder das Ohr, auf daß die nächste politische Anspielung unserem hungernden Historismus nicht entwische. „Ich wüßte nicht,“ sagt Niessche im Vorwort zu seiner Streitschrift wider die Alzuhistorischen, „ich wüßte nicht, was die klassische Philologie in unserer Zeit für einen Sinn hätte, wenn nicht den, in ihr unzeitgemäß — Das heißt: gegen die Zeit und dadurch auf die Zeit und hoffentlich zu Gunsten einer kommenden Zeit — zu wirken.“ Vielleicht wäre auch im aristophanischen Theater die Historie nützlicher für unser Leben, wenn wir, statt dem aus Effleßie und Hetairie zusammengekehrten Klatsch nachzupürschen, uns lieber an die unzerstörbare Menschenspur hielten. Den Antiquar liest der Ehrgeiz, die Masken zu lüften und der Räthselworte Richtung zu fühlen.

Ist's aber nicht wichtiger, wesentlicher für Den, der auf die Zeit wirken will, daß heute noch die Kleobolde denken wie einst der alte Heliast? Griechenlands Götter deckt der Schutt der Jahrtausende, in Athen wird die Verkündung des Christengottes auf Allerhöchsten Befehl in einen Bastarddialekt übersezt und in Gräbern ruhen, in Museen, die letzten Reste hellenischer Pracht. Das Richteramt ist von der Volksgemeinde an eine Gelehrtenkaste gekommen. Noch immer blieb aber dem Angeeschuldigten die Pflicht, seine Unschuld vor dem Thron der Gerechtigkeit zu beweisen, noch immer sieht der Richter zehn Diebe in des Belasteten Auge. Da ist fester Grund, den keine Weltwende lockern konnte; von hier aus läßt sich am Ende gar auf kommende Zeiten wirken.

... Eines Tages saß ein junger Mensch den Entschluß, Strafrichter zu werden. Ein hehrer Beruf, wenn sich Milde der Strenge paart. Unabhängig, unabsetzbar, ein König auf seinem Stuhl. Und in der Verwaltung sind die Aussichten auch nicht mehr so gut wie früher. Mit schönem Eifer geht er ans Werk. Die Assessoren sind selten, die, wie Paillerons knabenhafter Vertreter der Anklagebehörde, ihren Anfängererfolg vor dem Schwurgericht mit dem Indianergeheul begrüßen: Mein erster Kopf! Es ist doch eine höllisch ernste Sache. Nach und nach aber gewöhnt man sich daran. Fast alle Angeklagten schwören bei ihres Herzens heiligsten Gütern, daß sie unschuldig sind, alle finden einen Anwalt, der nicht nur die Freisprechung, sondern auch die Bürgerkrone, die Speisung auf Staatskosten für sie verlangt. Das stumpft auf die Dauer ab. Uebrigens ist im Vorverfahren schon von ehrenwerthen und erfahrenen Männern das Material gesammelt und gesichtet worden. Der Staatsanwalt ist als ein ruhiger, leidenschaftlos wägender Jurist bekannt; warum sollte er irren? Gegen Vorleben und Haltung der Belastungszeugen ist nichts einzuwenden. Und der beste Bruder ist der Bursche da auf der Sünderbank nicht. Das Kollegium, nicht der Einzelne hat das Urtheil zu fällen; und fehlbar ist jeder Menschenpruch. In dubio pro reo? Natürlich; stets. Aber dann blieben beinahe nur die Fälle der Ueberführung durch Augenschein. So klipp und klar liegen die Sachen gewöhnlich nicht; und Gesellschaft, Eigenthum, Autorität fordern ausreichenden Schutz. In der Robe lebt ein Mensch, der aufathmen, nicht im Wust der Arbeit ersticken will. Nicht jeder Sitzung und jedem Fall kann er so eifrig folgen, wie ers anfangs wohl that. Die Wirkung der Strafen, die er verhängen hilft, kennt er nicht; er ist im Fabrikbetrieb abgehärtet und regt sich kaum noch bei den größten Sachen auf. Längst hat er sich die Frage abgewöhnt, ob er an Anderen strafen dürfe, was er selbst that, morgen wieder thun wird, unter anderen Lebensverhält-

nissen thun würde. Die feierlichste Handlung, das Richten des Nächsten, wird eine Routineleistung, das Alltagsgeschäft überreizter, verärgelter kleiner Menschen. Aber diese Menschen sind unabhängig, unabsehbare und nur ihrem Gewissen verantwortlich. Nur? Der Staatsanwalt oder der Landgerichtspräsident berichtet über sie. Und wenn das höhere Gehalt nicht vorwärts lockt, so doch die höhere Aufgabe, nach der die Sehnsucht drängt. Ach... und das lange, das endlose Sitzen im schlecht gelüfteten Saal! Dankbar drücken die Beifüßer des Präsidenten Hand: „Nur Ihr Verdienst, Herr Direktor, daß wir noch zu halbwegs menschenwürdiger Zeit nach Hause kommen. Mein Junge hat Geburtstag und unseres verehrten Referenten Frau hat gestern stark gehustet.“ Und der Direktor: „Wenn wir die niederträchtige Sache mit achtzehn Zeugen nur nicht noch mal kriegen! Seit Neun achte ich nur darauf, alle Lufen und Rigen, durch die uns die Revision hereinschneien könnte, fest zu verstopfen. Ein mit allen Hunden gehejter Kerl, dieser Angeklagte!“ Der Kerl hatte seit Neun um sein Wischen Leben gerungen.

Frau Etchepare ist sehr ungericht, da sie das moderne und humane Gerichtsverfahren der Praxis vergleicht, verstockte Sünder auf der Folter zum Reden zu bringen. Worüber beklagt sie sich eigentlich? Wäre sie in der Hauptstadt sittsam geblieben, hätte ihr Mann nicht Pferde über die Grenze geschmuggelt und hätten Beide dem Richter gleich die Wahrheit gesagt, die reine Wahrheit, nichts als die Wahrheit, dann wäre Alles anders gekommen. Aber so sind diese ungebildeten Leute. Erst lügen sie dem Richter den Buckel voll und greinen dann, jedes ihrer Worte werde gegen sie ausgelegt. Was der nette Herr Mouzon thut, muß er thun, für das Recht, um die Grundlage aller Menschengemeinschaft zu schützen. Wie ers thut: Das im unbarmherzigen Licht der Bühne einmal zu sehen, ist immerhin nützlich. Kein Kriminalist sollte das Schauspiel versäumen; und an dem zweiten Akt, der ein Meisterwerk starker und leise doch nur unterstreichender Satire ist, sollten Seminaristen die Aufgaben der Voruntersuchung erkennen lernen.

Tolstoi hat angefangen. Aber Tolstoi ist ein Anarchist, dem in unserer Welt gar nichts gefällt, nicht einmal das Heer und die Kirche. Jetzt kommt Briex, ein guter Bürger, der sanfte Erfinder sozialer Moralitäten, und blättert vor Laienblicken das Buch der Richter auf. Orient und Occident. Ist's ein Zufall? Oder will wieder ein Glaube sterben?

Die Französische Akademie hat das Stück des Herrn Briex mit einem Preis gekrönt. Und weislich hat die deutsche Kritik daran erinnert, daß in diesem Stück nur Frankreichs Richter auf dem Schaugerüst stehen.

## Die Röntgenstrahlen in der Medizin.

**N**och niemals ist eine rein wissenschaftliche Beobachtung so schnell ins Laienpublikum eingebracht und dort mit größter Spannung weiter verfolgt worden wie Röntgens wunderbare Entdeckung einer neuen Art von Strahlen. Die ersten Berichte über die würtzburger Demonstration wirkten zunächst geradezu wie ein unfassbares Wunder; bald aber erkannte oder vielmehr ahnte jeder Gebildete, daß man es hier mit einer wissenschaftlichen Entdeckung von unberechenbarer Tragweite auch für das praktische Leben zu thun habe. Jetzt nun vollends, nach einem Zeitraum von nur fünf Jahren, können wir schon feststellen, daß die damaligen Ahnungen und Hoffnungen durch die erreichten Erfolge noch übertroffen worden sind. Besonders für die Medizin, für die klinischen Disziplinen ist das Röntgenverfahren jetzt zu einem eben so unentbehrlichen Hilfsmittel geworden wie die Mikroskopie, die Auskultation und Perkussion. Jede Universität hat ein oder mehrere Röntgeninstitute eingerichtet und fast jedes Krankenhaus ist damit ausgestattet. Eine gewaltig angewachsene Literatur, eigene Zeitschriften für dieses Fach, große, kostbare Atlanten legen Zeugniß ab für die außerordentliche Bedeutung, die das Röntgenverfahren in unserem modernen Leben gewonnen hat.

Zwei Faktoren wohl ist es zuzuschreiben, daß diese Entwicklung so schnell vor sich ging. Der Tagespresse gelang es, weite Schichten zu interessieren, und die Elektrotechnik nahm begierig diese Anregung auf. Wäre nicht in diesem Industriezweig eine so große Menge von Intelligenz, Erfahrung und technischem Können schon an anderen Aufgaben vorher herangebildet und gesammelt worden: schwerlich wären wir so schnell zu so glänzenden wissenschaftlichen Resultaten gekommen. An der Wende des Jahrhunderts ist der reinen Wissenschaft und der Praxis in der Lehre und Verwendung der Röntgenstrahlen ein kostbares Geschenk gemacht worden.

Den Ausgang nahm das neue Verfahren von der Beobachtung Röntgens, daß jedesmal, wenn Kathodenstrahlen in einer hittorffschen Röhre entstanden, Bariumplatinghanyrkristalle im Dunkeln zu fluoreszieren anfangen. Körper, die zwischen eine hittorffsche Röhre und einen mit Bariumplatinghanyrkristallen belegten Schirm gebracht waren, gaben je nach ihrer Dichte einen verschiedenen Schatten; so präsentirten sich schon bei den ersten Versuchen die Knochen der Hand als scharfe dunkle Schatten im Gegensatz zu den umgebenden Weichtheilen. Eben so gab die Hand über einer photographischen Platte, die in einer Holzkassette geborgen war, bei der Entwicklung ein deutliches Schattenbild. So bildeten sich von Anfang an zwei Anwendungsweisen aus: die Radioskopie, die Durchleuchtung, die Betrachtung der Körper auf dem fluoreszirenden Bariumplatinghanyrschirm; und die Radiographie, die

Darstellung der Körper auf der lichtempfindlichen photographischen Platte. Beide Methoden haben ihre Vor- und Nachteile, doch kann man wohl als sicher hinstellen, daß die Radioskopie in den meisten Fällen nur als die vorbereitende Untersuchungsmethode anzusehen ist und daß die endgiltige Entscheidung nur mit Hilfe der Radiographie gegeben werden kann. Der Nachweis von Knochenabnormitäten und Fremdkörpern der Hand gelang schon in der ersten Zeit. Als man aber versuchte, den muskulösen Oberarm, die Schulter, vollends das Becken nach dieser Methode analysiren zu wollen, erlebte man Enttäuschungen. Der Schirm und die Platten zeigten nur undetaillierte Schatten, in denen Knochen und Weichteile kaum von einander zu unterscheiden waren. Die Strahlen waren nicht mächtig genug, solche Körper genügend zu durchdringen. Die Durchdringungsfähigkeit der Röntgenstrahlen mußte also gesteigert werden.

In den hitorffschen und crookeschen Röhren, die Röntgen bei seinen ersten Versuchen benutzte, wurden die unsichtbaren X-Strahlen in folgender Weise erzeugt. In einer ungefähr cylindrischen, überall luftdicht geschlossenen Glasröhre, die hochgradig evakuiert ist, wird an dem einen Pol ein metallener Hohlspiegel, an dem anderen, gegenüberliegenden, etwas seitlich verschoben, eine metallene Spitze oder kleine Platte eingeschmolzen. Wird nun eine solche Röhre zwischen die Polklemmen einer sekundären Induktionrolle eingeschaltet, so daß der Hohlspiegel mit dem negativen Pol, der Kathode, der gegenüberliegende Stift mit der Anode in leitende Verbindung gebracht ist, so gehen von der Kathode bei genügender Luftleere Strahlen aus, die in Folge des Hohlspiegels an einem Punkt inmitten der Röhre konvergiren und von da aus wieder divergiren. Da, wo das divergierende Kathodenstrahlenbündel die gegenüberliegende Glaswand trifft und einen grünlich fluoreszirenden Kreis erzeugt, entstehen die unsichtbaren Röntgenstrahlen, die außerhalb der Röhre ihre schon erwähnte Wirkung auf den Bariumplatinhydratenschirm oder die photographische Platte äußern.

Diese Konstruktion der Röhre genügte den gesteigerten Anforderungen nicht mehr. Man verbesserte sie dadurch, daß man die konvergirenden Kathodenstrahlen im Inneren der Röhre auf einem Platinspiegel, der sogenannten Antikathode, gerade da auffing, wo sie in einem Punkt konvergiren. Von diesem schief gestellten Platinspiegel prallen nun die Kathodenstrahlen ab und bringen die ganze der Kathode anliegende Hälfte der kugelförmig gestalteten Röhre zu grünlicher Fluoreszenz. Diese Halbkugel ist radioskopisch und radiographisch wirksam. Dieser jetzt allgemein angenommene Prototyp der Röntgenröhre giebt in Folge des punktförmigen Entstehungsortes der Strahlen scharfe und exakte Schatten.

Je hochgradiger nun diese Röhre evakuiert wird, um so wirksamere



Strahlen giebt sie. Je luftleerer aber die Röhre ist, desto größere Stromspannung gehört dazu, überhaupt die Röntgenstrahlen zu erzeugen. Nicht nur für die Röhrenverbesserung, sondern auch für die Verbesserung und Vergrößerung des Stromtransformators, des Induktatoriums, mußte gesorgt werden. Um aber in einer sehr windungsreichen sekundären Spirale diese hochgespannten Ströme zu erzeugen, mußte eine exaktere und häufigere Unterbrechung des primären Stromes herbeigeführt werden. So mußte der Konstruktionsmodus des nesseschen Hammers verlassen werden. Man wandte sich dem Quecksilberunterbrecher zu und erreichte schließlich im Turbinenunterbrecher einen Apparat, der eine genügend häufige Unterbrechung, bis 400 in der Sekunde, gab. Dadurch wurde außer der gesteigerten photographischen Wirksamkeit auch ein für die Durchleuchtung notwendiges vollständig ruhiges Licht erzeugt, das nicht mehr durch sein Flackern störte. Mit diesen Apparaten gelang es nun, die Expositionzeit, die bisher beim Becken immer noch mindestens eine Viertelstunde gedauert hatte, auf zwei bis drei Minuten abzukürzen.

Während man sich mit der Konstruktion von wirksameren Quecksilberunterbrechern abmühte, hatte Dr. A. Behnelt einen Unterbrecher konstruirt, der auf ganz anderem Prinzip, dem der Elektrolyse, beruht. Wenn nämlich in einem Gefäß mit verdünnter Schwefelsäure zwei Platin-Elektroden einander gegenüberstehen, wird beim Stromdurchgang an der Kathode Wasserstoff, an der Anode Sauerstoff in kleinen Blasen ausgeschieden. Wenn nun die Kathode möglichst groß, die Anode möglichst klein gewählt wird, so entsteht bei Stromspannung von 80 Volt an der Platinanode eine heftige Sauerstoffentwicklung mit röthlicher Lichterscheinung und auffallendem lauten Geräusch. Dieses Geräusch entspricht mit seiner Tonhöhe der häufigen Unterbrechung. Auf diese einfache Weise kann der primäre Strom exakt und äußerst frequent unterbrochen werden. Die Frequenz kann hiermit bis auf 1700 Unterbrechungen in der Sekunde gesteigert werden. Mit Hilfe einer so ausgestatteten Röntgeneinrichtung gelang es nun, ein Becken in wenigen Sekunden zu photographiren. Schon von Anfang an hatte die Momentphotographie als erstrebenswerthes Ideal im Röntgenverfahren vorgeschwebt. Das war jetzt so ziemlich erreicht; nur ist das Röhrenmaterial diesem neuen Unterbrecher noch nicht ganz angepasst und bei seiner Verwendung nur allzu vergänglich. Aber trotzdem müssen wir in Behnelt's Unterbrecher den Apparat der Zukunft sehen, weil bei seiner Benutzung auch das Induktorium nicht so groß zu sein braucht und eine Kondensatoreinrichtung unnöthig wird.

Zur Abkürzung der langen Expositionzeit hatte man schon vor der Verbesserung des Induktatoriums und des Unterbrechers ein anderes Hilfsmittel erfunden. Da man beobachtet hatte, daß durch eine photographische Platte ein großer Theil wirksamer Strahlen unbenuzt hindurchgeht, hatte man diese

Platte auf beiden Seiten mit empfindlicher Emulsion begossen und schon dadurch eine Abkürzung der Exposition erzielt. Außerdem hatte man versucht, die Röntgenstrahlen dicht an der lichtempfindlichen Schicht in besonders chemisch wirksame Lichtstrahlen zu transformiren, indem man eine Schicht von Kaliumplatinghanyr dicht an die Emulsion brachte. Mit diesen Verstärkungschirmen wurde nun in der That auch eine beträchtliche Abkürzung der Exposition erreicht, besonders, wenn man doppelt begossene Platten mit zwei Schirmen verwandte. Aber diese Methode hatte auch ihre Nachteile. Da das Korn der Verstärkungschirme auf der Platte mit erscheint, ferner bei doppelt begossenen Platten der Abstand der beiden Schichten von einander bei Kopien und Reproduktionen verwaschene Konturen giebt, so kann man bei Studien von Knochenstrukturen, bei Photographirungen von Knochenentzündungen und Knochengeschwülsten die Methode nicht mit Vortheil anwenden und ist lieber zur Photographie ohne Verstärkungschirme zurückgekehrt, selbst wenn dadurch die Expositionzeit wieder verlängert werden muß. Aber da, wo es nur auf Situationbilder ankommt, wie bei eingedrungenen Fremdkörpern, wenn der Patient wegen Luftmangels nicht recht still liegen kann, und in ähnlichen Fällen ist der Verstärkungschirm am Plat.

Was ist nun mit einem so ausgestatteten Instrumentarium bis heute von der Wissenschaft geleistet worden?

Das schwierigste Objekt war bisher und bleibt auch noch die radiographische Darstellung des knöchernen Beckens und der Lendenwirbelsäule. Beide sind von starken Muskel- und Fettmassen eingeschlossen und bieten deshalb den Röntgenstrahlen große Hindernisse. Wir können jetzt aber ohne Verstärkungschirm bei nicht übermäßig fetten und muskeldünnen Erwachsenen ein vollständig klares und kontrastreiches Bild dieser Gegenden bei einer Expositionzeit von längstens zwei Minuten erreichen. Wir sehen auf solchen Photographirungen mit voller Deutlichkeit alle Details an der Pfanne, dem Schenkelkopf, den Knochenstrukturen. Bei Kindern können wir die verschiedenen Epiphysenknorpelfugen und sogar einzelne Muskelzüge und Sehnenansätze, zum Beispiel der Abduktoren, unterscheiden. Am Schädel werden die Stirnhöhlen, die Oberkieferhöhlen, am Hirnschädel selbst die sella turcica, das Felsenbein mit Bogengängen und Schnecke, sogar die Röhre der Schädelkonvergenz wiedergegeben.

Wir sind jetzt so weit, daß wir das normale Skelett des Lebenden mit voller Deutlichkeit zur Anschauung bringen können. Ihren höchsten Höhepunkt hat die Skelettanatomie im Röntgenverfahren durch die stereoskopischen Photographirungen erreicht. Wer auf dem letzten Chirurgenkongreß die stereoskopischen Photographirungen des hamburger Krankenhauses sah, wird sich nur ungern von der Betrachtung dieser Bilder von angeborenen Luxationen

losgerissen haben. In dieser Sammlung waren auch stereoskopische Bilder von Kadavern ausgestellt, in deren Blutgefäße man Injektionen von optisch dichteren Massen gemacht hatte. Man muß bewundernd eingestehen, daß es kaum eine deutlichere, plastischere Darstellung der Gefäßverhältnisse giebt als diese Bilder. Auf einem Gesichtsfeld sieht man deutlich alle Zweige des weit ausgebreiteten Arterienbaumes. Was früher nur mühsällig mit Korrosionspräparaten in den anatomischen Sammlungen geleistet werden konnte, Das kann man jetzt zu Hause im Studierzimmer in voller Bequemlichkeit im Stereoskop betrachten.

Aber nicht beim Skelett hat das Röntgenverfahren Halt gemacht: auch einzelne Weichtheile am Lebenden geben vollständig deutliche Bilder. So können wir die Kontraktionen des schlagenden Herzens auf dem Schirm beobachten, ja, selbst in Momentphotogrammen das Herz in einer beliebigen Phase festhalten.

Da die Darstellung der normalen Knochen aller Regionen gelungen war, bot die Wiedergabe der Brüche und Verrenkungen kaum Schwierigkeiten; höchstens wurde durch große Blutergüsse eine gewisse Verschleierung der ganzen Gegend auf dem Bilde hervorgebracht.

Eben so zeigt die Radioskopie und Radiographie schon anfangs ihre hohe diagnostische Bedeutung bei eingedrungenen Fremdkörpern; und bald konnten auch andere pathologische Fremdkörper, wie Blasensteine, mit den Röntgenstrahlen nachgewiesen werden. Neuerdings ist es auch gelungen, Nieren- und Gallensteine auf die Platte zu bannen. Diese entzogen sich recht lange der Wiedergabe. Erst seit man mit Bleibenden den übrigen Körper vor der Durchdringung von Röntgenstrahlen schützen gelernt hat, traten auf einmal die in der Tiefe versteckten Steine zu Tage. Um diese aufzuspüren, bedarf man sehr luftleerer, harter Röhren. Wenn diese Röhren aber ihre Alles durchdringenden Strahlen ausstrahlen, dann bleibt der Ausgangspunkt der Strahlen nicht nur auf die Anti-Kathode beschränkt, sondern auch andere Theile der Röntgenröhre, ja, des durchleuchteten Körpers selbst betheiligen sich an der Hervorbringung dieser Strahlen. So giebt es verwackelte, unscharfe Bilder. Da diese Körper aber gerade in größerer Entfernung von der Platte liegen und in ihrer Dichte sich nicht so sehr von den umgebenden Weichtheilen unterscheiden, wie etwa Knochen oder Metalle, so entgingen sie früher den Beobachtungen. Wenn aber nun ein großer Theil dieser schädlich wirkenden Strahlen durch einen Bleimantel abgehalten wird, so ist es möglich, selbst kleinere Konkremente kontrastreicher hervortreten zu lassen. Diese besonders vom Dr. Albers in Schönberg ausgebaute Methode hat uns auch auf dem Gebiet der Knochenentzündungen und Knochengeschwülste überraschende Aufschlüsse gebracht. Die Knochentuberkulose und

Osteomyelitis erscheinen uns in voller Deutlichkeit. Wir können jetzt mit Hilfe der Röntgenstrahlen allein schon ganz genau konstatieren, wie viel bei einer tuberkulösen Hüftgelenkentzündung noch vom Kopf vorhanden und wie weit die Pfanne zerstört ist; ob bei der Osteomyelitis sich schon ein Sequester gebildet hat oder ob im schmerzenden Knochen ein Eiterherd eingeschlossen ist. Früh schon können wir die bösartigen Geschwülste am Knochen, das Sarkom, auffinden und unterscheiden, ob es vom Mark oder von der Knochenhaut seinen Ausgang genommen hat. Wir sehen, wie weit bei der chronischen deformirenden Gelenkentzündung der Prozeß gebiehet ist; wir sehen die Knochenabschleifungen und Knochenwucherungen. Oft auch gelingt es, die sogenannten Gelenkmäuse im Bilde festzuhalten.

Nicht nur in der Knochenanatomie und Pathologie liefert uns das Röntgenverfahren so viel Brauchbares: auch bei pathologischen Prozessen anderer Organe giebt es uns Auskunft und willkommene Bestätigung der auf andere Weise erhobenen Befunde. Lungenentzündung, Herzerweiterung, Aneurysmen der Aorta, Divertikelbildung im Ösophagus, Arterienverkalkung sind dankbare Objekte für die Radiographie.

Das sind in großen Umrissen die Gebiete, auf denen das Röntgenverfahren Etwas leisten kann. Daraus geht hervor, daß alle Zweige der Medizin, sowohl die theoretischen wie die praktisch-klinischen, von ihm Vortheil haben können. Bis jetzt hat aber den größten Nutzen die Chirurgie davon gehabt. Man bedenke nur, wie schwierig es früher war, den Sitz eines eingedrungenen Projektils festzustellen; wie viele Täuschungen vorgekommen sind bei verschluckten Fremdkörpern, die der sorgfältigsten Untersuchung entgangen waren. Dester ist früher ein verschlucktes Gebiß der tastenden Sonde verborgen geblieben, bis es schließlich bei der Autopsie gefunden wurde, nachdem es die Ösophaguswand durchdrungen und sich ins Nachbargewebe eingebohrt hatte. So waren denn auch die Sanitätscolumnen der letzten Kriege in Griechenland, in Transbaal, in China, mit Röntgeneinrichtungen ausgestattet und haben, wie Rüttners Berichte zeigen, mit Hilfe dieser Apparate wichtige wissenschaftliche Aufschlüsse und Segen für die Verwundeten gebracht.

Aber nicht nur zur Diagnose über den genauen Sitz des Leidens trägt die Radiographie bei, sondern eben so wichtig ist die radiographische Kontrolle der therapeutischen Eingriffe und Erfolge. Wir können deutlich den Heilungsprozeß des gebrochenen Knochens verfolgen und so noch während der Heilung die Stellung korrigiren. Wir erfahren so das Schicksal eines eingepflanzten Knochens. Wir haben deutlich vor Augen, ob eine Einrenkung tabellos geglückt ist oder welche Umstände die Reposition oder die Retention vereitelt haben; oft wird erst dadurch entschieden, ob wir mit einem blutigen Eingriff noch Etwas erreichen können.

Die Wichtigkeit für die forensische Thätigkeit trat bald hervor. Ein gutes Radiogramm giebt Unfallgutachten einen größeren Werth und bietet dem nicht ärztlich gebildeten Richter eine bessere und leichter übersehbare Unterlage für seine Entscheidung. In einzelnen Fällen hat allein das Röntgenbild den Sachverhalt aufgeklärt. Ein bei einer Unfallversicherungsgesellschaft Versicherter hat durch einen Sturz den rechten Arm im Ellbogengelenk gebrochen, so daß dieses Glied zum Theil unbrauchbar wurde. Die Gebrauchsunfähigkeit resultirte hauptsächlich aus einem starken Knochenauswuchs am unteren Ende des Oberarms. Die Gesellschaft verweigerte die Auszahlung der Rente mit der Begründung, daß dieser Auswuchs schon vor dem Unfall vorhanden gewesen sei. Nun ließ sich durch mehrere aufgenommene Radiogramme nachweisen, daß dieser Auswuchs aus einem abgebrochenen und verschobenen Gelenktheil bestand, der durch eine nicht verknöcherte Fuge vom Oberarmknochen geschieden war. Aus dieser Nichtverknöcherung der Bruchstelle war zu beweisen, daß der Bruch höchstens zwei Jahre alt war. In dieser Zeit war der Unfall geschehen. Also konnte es sich nicht um eine schon seit Jahrzehnten bestehende Difformität handeln, wie die Unfallgesellschaft angenommen hatte.

Eine noch ungleich häufigere Verwendung und größere Bedeutung hat das Röntgenverfahren im klinischen Unterricht erlangt. Nicht nur kann man den Studirenden die Richtigkeit der Diagnose ad oculos demonstrieren: das Röntgenbild soll hauptsächlich dazu verwendet werden, durch seine Kontrolle das Tastvermögen, überhaupt die Sinnesorgane für die Untersuchung zu schärfen. Hier bietet sich besonders klinisch-diagnostischen Kurzen ein weites Feld für die Anwendung. Nehmen wir an, wir hätten einen Gelenkbruch den Kursten vorzustellen. Man wird erst untersuchen lassen und vielleicht aus bestimmten Symptomen schließen, daß eine Fraktur und keine Luxation vorliegt. Wird nun das Bild verglichen, so wird es für den Untersuchenden recht interessant sein, diese durch Gesicht und Tastsinn erhobenen Befunde mit dem Bild in Einklang zu bringen und selbst zu prüfen, ob er richtig oder falsch gefolgert hat. Und ferner wird er sich bestreben, Das am Objekt herauszufühlen, oder zu sehen, was klar und deutlich auf dem Photogramm wiedergegeben und bisher seinen Sinnen entgangen ist. Er wird sich sagen, daß hier im Bilde eine deutliche Spalte ist und daß diese auch zu fühlen sein muß. So werden Auge und Hand geübt und verfeinert. Doch nicht nur zur besseren Heranbildung der Studirenden in Vorlesungen und Kurzen: auch im inneren klinischen Dienst zum Selbststudium der Assistenten ist dieses Verfahren noch zu den größten Erfolgen berufen. Die exakt und sorgsam geführten Krankengeschichten sind und bleiben die Grundlage für jede klinisch wissenschaftliche Thätigkeit. Krankengeschichten, die mit diesen Photogrammen ausgestattet

sind, müssen aber an Werth gewinnen. Es ist dann viel leichter, dieses Material noch nach Jahren zu verwerthen. Da bei allen klinischen Disziplinen die gesammelten Erfahrungen eine Hauptrolle spielen und wir nur aus einer großen Zahl längere Zeit beobachteter Fälle richtige Schlüsse für die einzuschlagende Therapie ziehen können, so wird hierdurch die positive Unterlage nur sicherer und leichter übersehbar. Nehmen wir an, es solle untersucht werden, zu welchen Dauerresultaten die verschiedene Behandlung der Tuberkulose des Kniegelenks geführt habe. Haben wir von allen diesen Fällen Röntgenaufnahmen vom Anfang bis zum Ende der Beobachtung, haben die Röntgenbilder anfangs diese Details am Gelenk ergeben, resultirt schließlich nach so und so vielen Jahren ein so beschaffenes Gelenk und sehen wir die selbe Entwicklung in Hunderten von Fällen immer wieder, so wird auch künftig das anfangs aufgenommene Röntgenbild eine viel sicherere Stellung der Prognose in Bezug auf die Gelenkfunktion und den Allgemeinzustand erlauben als früher.

Dazu gehören natürlich Photogramme von Hunderten von Fällen. Außerdem ist es unbedingt nöthig, daß ein erkrankter Körperteil mindestens von zwei Seiten aufgenommen wird; nur so können Fetzthümer vermieden werden. Freilich sind so angelegte Sammlungen von Röntgenphotogrammen sehr theuer. Ihre Nothwendigkeit aber wird Niemand bestreiten; nur dadurch, daß ganze Entwicklungreihen eines Krankheitsprozesses photographirt werden, können die Kenntnisse erweitert und vertieft werden, nicht dadurch, daß ab und zu ein Fall herausgegriffen wird oder Kuriosa mitgetheilt werden. Aber nur bei dieser Anwendungart wird das neue Hilfsmittel der Diagnostik segensreich wirken; in anderer Anwendung muß es eher schädlich als nützlich sein. Die Versuchung liegt ja ungemein nah, die Diagnose ganz und zuerst auf das bequeme Röntgenbild zu stützen. Das muß jedoch zur Oberflächlichkeit und Verflachung der Diagnostik führen.

Ehe ich von den Gefahren dieser Methode spreche, will ich noch kurz erwähnen, daß nicht nur als diagnostisches Hilfsmittel die Röntgenstrahlen in der Medizin verwendet werden, sondern daß es auch gelungen ist, sie direkt als Heilmittel zu benutzen. Es sind Fälle bekannt, wo durch eine öftere Bestrahlung Hautaffektionen, besonders der Gesichtslupus, ausgeheilt wurden. Doch bleibt diese Verwendung hinter der diagnostischen zurück.

Leider ist schon eine ganze Reihe von Mißständen zu konstatiren, die durch die Radioskopie und Radiographie herbeigeführt worden sind. Wie das Mikroskopiren erst Jahre lang gelernt werden muß, ehe man es zu einer richtigen Deutung der Befunde bringt, eben so gehört erst Erfahrung dazu, Röntgenbilder richtig zu analysiren. Denn es giebt eine Unmenge von Täuschungsmöglichkeiten; ich erinnere nur an die eigenartigen, schwer über-

sehbarer Projektionverhältnisse, die Verzerrungen, Verlagerungen, Durchschneidungen durch einen veränderten Stand der Röhre. Viele Details der Röntgenbilder müssen erst durch die Autopsie in vivo nach Operationen oder in cadavere verifizirt werden, ehe sie als feststehende Daten in die Diagnostik übergehen können. Vor allen Dingen gehören dazu photographisch und technisch vollständig klare Bilder. Man muß sich hüten, ein negatives Ergebnis eines Röntgenbildes für eine Diagnose zu verwerthen. Besonders muß vor den Ergebnissen der bloßen Durchleuchtung gewarnt werden. Aber auch auf der besten Platte kann doch durch merkwürdigen Zufall Etwas verborgen bleiben, das vorhanden ist und sein muß.

Wenn jetzt schon die kleinen Krankenhäuser und viele nur in einem vierzehntägigen Kurs gebildete Aerzte sich mit Röntgenapparaten ausrüsten, so ist Das sehr anerkennenswerth; aber man soll nicht verkennen, daß man erst Hunderte von Platten entwickeln und studiren muß, ehe man zu einer einigermaßen sicheren Beurtheilung kommen kann. Wer mit Unfallgutachten und Streitfällen zu thun gehabt hat, weiß, wie viele Irrthümer durch mangelhafte Kenntnisse des Beurtheilers hervorgerufen werden. Oft sind schon normale Epiphysenfugen als Frakturen gedeutet, öfter aber keine Frakturlinien in Folge eines schlechten Negativs oder gar Positivs übersehen worden.

Ferner wird sowohl der Beschädigte wie der Beurtheiler zu leicht beeinflusst. Heilungsergebnisse einer Fraktur nach dem Röntgenbilde viel zu ungünstig aufzufassen. Wir wissen jetzt, daß ideal geheilte Brüche ohne jede Dislokation zu den allergrößten Seltenheiten gehören. Wir wissen aber auch, daß trotz diesen vorhandenen Mängeln der Betroffene nicht die geringste funktionelle Störung davon hat. Schon jetzt werden diese oft erschreckenden Bilder zu allen möglichen Zwecken ausgebeutet, mit großer Vorliebe aber, um dem behandelnden Arzt selbst da Vorwürfe zu machen, wo er keine verdient. Hörte ich doch selbst bei einer Röntgendemonstration von einem hochgebildeten Laien, bei dem sich eine schon längst ohne jede Störung geheilte Oberarmfraktur im Röntgenbild zeigte, noch abfällige Urtheile über seinen damaligen Arzt, den er nur mit den Worten entschuldigen zu müssen glaubte, daß er nur ein gewöhnlicher praktischer Arzt gewesen sei.

Ohne Zweifel erwächst in diesem Verfahren der Kurpfuscherei ein mächtiger Bundesgenosse, da leider Mancher, der nur die photographisch-technische Seite des Verfahrens beherrscht, sich auch schon berufen glaubt eine medizinische Diagnose zu stellen. Man vergleiche nur die Reklamen in den Anzeigetheilen der Tagesblätter. Vorläufig ist die Lehre noch nicht so weit ausgebildet, daß Jeder auf eigene Faust losphotographiren und danach Rath ertheilen kann. Den großen Krankenhäusern und Kliniken erwächst daraus eine wichtige Aufgabe; sie haben die mannichfachsten Mittel zur Vervoll-

kommen der Methode und nur ihnen ist es möglich, die Röntgenbeobachtung auch durch die Autopsie in vivo bei notwendigen Operationen und in cadavere zu erhärten. So nur werden wir noch zu einer sicheren Röntgen-diagnostik kommen, wie wir auf diesem Wege zu einer mikroskopischen, chemischen und physikalischen gekommen sind.

Viel ist in dieser kurzen Spanne Zeit auf dem neuen Gebiete geleistet worden; aber es bleibt auch noch viel zu thun übrig. Von dem Ernst und dem unermüdblichen Streben legen ja die vielen Publikationen ein beredtes Zeugniß ab. Bisher allerdings bleiben die Reproduktionen selbst der besten Radiogramme noch weit hinter den Wünschen und Erwartungen zurück. Aber auch hierin ist bei den zuletzt erschienenen Atlanten ein wesentlicher Fortschritt zu verzeichnen. Es ist selbstverständlich, daß bei solchen Reproduktionen, wenn sie irgend welchen wissenschaftlichen Werth beanspruchen sollen, jede Retouche vermieden werden muß. Darin gerade liegt eine Hauptschwierigkeit. Viele feine Details, die auf dem Negativ deutlich hervortreten und die von größter Bedeutung sind, verschwinden auf den reproduzierten Bildern. Es nimmt sich dann oft merkwürdig aus, wenn im Text auf diese deutlichen Details hingewiesen wird, von denen auf der reproduzierten Tafel auch nicht die Spur zu sehen ist.

Schon jetzt aber können wir einen deutlichen Einfluß der Röntgenphotographie auf therapeutische Maßnahmen konstatieren. Zunächst ist es die Behandlung der Frakturen und Luxationen, die im Lichte der Röntgen-diagnostik Veränderungen erfahren hat und noch weiter erfahren muß. Gerade der deutliche Nachweis, daß die Heilung der meisten Brüche, was ideale Stellung der Fragmente anlangt, noch lange nicht die erwünschte Vollkommenheit erreicht hat, ist ein Sporn geworden, alte Methoden zu verbessern oder neue an deren Stelle zu setzen. Doch wie groß auch für die Diagnostik allein schon die Bedeutung der Radiographie sein mag: ihren Hauptwerth erhält sie erst durch ihren Einfluß auf die Therapie. Die Summen, die der Staat für diese Einrichtungen ausgiebt, bringen Tausenden Nutzen und Genesung.

Königsberg i. Pr.

Dr. Karl Ludloff.





## Käthe Kollwitz.

Im Jahre 1898 wurden die Besucher der Großen Berliner Kunstausstellung durch einen Cyclus von Radirungen und Lithographien überrascht, der den Titel: „Ein Weberaufstand“ führte. Die Wirkung dieser durch den herben Ernst ihres Stimmungsgehaltes wie durch die freie und energische Handhabung der Radirnadel gleich ausgezeichneten Blätter war eine um so verblüffendere, als man erfuhr, daß sie von der Hand einer Dame herrührten. Nicht allein der Stoff, sondern die männliche Kraft der Charakteristik, die Kühnheit des malerischen Vortrages widersprachen so sehr Allem, was man bisher in der bildenden Kunst von Frauenhand kannte, daß man geradezu vor einem Räthsel stand. Es war keine Frage: der Weber-Cyclus von Käthe Kollwitz bildete den Höhepunkt der an Meisterwerken freilich nicht eben reichen graphischen Abtheilung. Man sprach in den Kreisen der Intimen viel davon, die Jury habe der jungen Künstlerin die Goldene Medaille zuerkannt, sie sei ihr aber aus unerforschten Gründen schließlich doch nicht verliehen worden. Was daran Wahrheit oder Dichtung war, ich weiß es nicht; genug: sie erhielt die goldene Plakette ein Jahr später auf der Deutschen Kunstausstellung in Dresden; und sie hatte sie ehelich verdient.

Die Anregung zu dem Weber-Cyclus bot der Künstlerin Hauptmanns Drama, das sie bei seiner ersten Aufführung im Deutschen Theater sah. Dennoch sind die einzelnen Blätter keineswegs bloße Illustrationen zu Szenen des Stückes, sondern gewissermaßen freie Variationen einer kongenialen Künstlerphantasie über das selbe Thema.

Der Cyclus besteht aus sechs Bildern, von denen die drei ersten auf Stein gezeichnet, die drei anderen radirt sind. Auf dem ersten Blatt ist die Noth der Armen geschildert: eine Mutter beugt sich verzweifelt über ihr totes Kind, dahinter sitzt im Dunkel der niedrigen Weberwerkstatt eine Alte und starrt, ein zweites Kind auf dem Arm, dumpf brütend vor sich hin. Die trostlose Stimmung steigert sich: der Tod faßt die entkräftete Frau am Arm und der Mann steht, die Hände auf dem Rücken, in ohnmächtiger Verzweiflung neben dem Webstuhl. Das dritte Bild führt in die vom Licht einer Petroleumlampe schwach erhellte, von Tabaksqualm durchzogene Wirkstube. Vier Männer sitzen zusammengedrängt um die Ecke des Tisches. Mit geballten Fäusten, den Hals weit vorgereckt, scheinen sie den Racheplan zu berathen. Gewitterschwüle lastet auf der Composition, die in ihrer Geschlossenheit die Wirkung der anderen Blätter noch übertrifft. Dann folgt der Auszug der mit Äxten und Hacken bewaffneten Arbeiter. Finstere Entschlossenheit im Blick, die Fäuste erhoben oder in der Tasche versteckt, ziehen sie dahin in Unheil drohender Masse. Ein Weib mit dem müden Kind auf

dem Rücken schreitet an ihrer Seite. Der Sturm auf das eiserne Gartenthor des Fabrikherrenhauses, das die Männer mit ihren Beilen zu zertrümmern suchen, während die Weiber das Pflaster aufreißen, steht vielleicht nicht ganz auf der Höhe der übrigen Blätter. Die Komposition leidet an einer gewissen Lahmheit, die Bewegung, die doch gerade hier gesteigert sein sollte, stockt und der Ernst der Situation ist nicht so überzeugend zum Ausdruck gebracht wie auf den vorhergehenden Blättern. Um so erschütternder wirkt der Abschluß des Dramas: die Vergung der Opfer des Aufstandes. Zwei von ihnen liegen erschossen vor dem Webstuhl, einen Dritten trägt man eben zur Thür hinaus; und nur das Weib steht — ein verfeinerter Epilog — vor dem Fenster, durch dessen zertrümmerte Scheiben der Pulverdampf abzieht.

Käthe Kollwitz — mit ihrem Mädchennamen: Käthe Schmidt — wurde am achten Juli 1867 in Königsberg in Preußen geboren. Ihr Vater, dessen merkwürdiger Lebensgang, wie es scheint, nicht ohne Einfluß auf die Weltanschauung der Tochter geblieben ist, hatte ursprünglich Jura studirt. Da er sich aber 1848 an der politischen und freireligiösen Bewegung in Königsberg betheiligte, wurde ihm die Fortsetzung seiner Studien unmöglich gemacht und er beschloß, Maurermeister zu werden. Nachdem er das Handwerk von der Pike auf gelernt hatte, heirathete er die älteste Tochter des Predigers Rupp, des Begründers der freireligiösen Gemeinde, gab in späteren Jahren das Maurerhandwerk wieder auf und wurde nach dem Tode seines Schwiegervaters selbst Prediger der freien Gemeinde in Königsberg. Die Künstlerin, die noch mit großer Verehrung an dem 1898 verstorbenen Vater hängt, erzählt, daß ihre Eltern den Kindern eine äußerst sorgfältige und individuell betonte Erziehung zu Theil werden ließen. Sie selbst wurde vom Vater schon in den Kinderschuhen, da sich frühe Anzeichen von Talent bei ihr fanden, und obgleich sie „unglücklicher Weise“ als Mädchen zur Welt kam, für die Künstlerlaufbahn bestimmt. Mit dreizehn Jahren hatte die kleine Käthe den ersten Unterricht im Gipszeichnen beim Kupferstecher Mauer und mit siebenzehn Jahren gaben sie die Eltern auf ein Probejahr nach Berlin. Hier hatte sie das Glück, noch in Stauffers Malerinnenschule zu kommen, wo sich damals auch Cornelia Wagner befand. Es war das letzte Jahr seiner Lehrthätigkeit; und die junge Künstlerin empfing auch außerhalb des Unterrichtes die wichtigsten Eindrücke und Anregungen. Sie sah damals zuerst Etwas von Klinger, dessen Cylus „Ein Leben“ 1884 das große Ereigniß der Ausstellung bildete.

Als sie nach Königsberg zurückgekehrt war, wurde der Akademieprofessor Emil Meide ihr Lehrer, der Maler der „Lebensmühen“, die auf der berliner Ausstellung 1886 zu einer furchtbaren Popularität gelangten und unzähligen Badfischen beiderlei Geschlechtes die Köpfe verdrehten. Die

Künstlerin, die sich unter Stauffers vorzüglicher Lehrweise daran gewöhnt hatte, offiziell Köpfe zu malen, aber auf sein Anrathen mehr zu zeichnen, durfte sich nun unter Meide an „Bilder“ wagen. „Es war eine triste Zeit“, schreibt sie; „ich hatte reichlichen Malkater und so griffen denn wieder meine Eltern auf eine Weise ein, für die ich ihnen noch herzlich dankbar bin. Sie schickten mich auf zwei Jahre (1888 und 89) nach München. Ich ging zu Herterich in die Künstlerinnenschule. Seine geistvolle Art des Unterrichtens, das ganze lustige münchener Leben, der Verkehr mit Leuten wie Greiner, Fiedler, Kögel und Anderen mehr waren wie frisches Wasser. Als ich von dort nach Königsberg zurückkam, hatte ich arbeiten gelernt, mietete mir von dem Erlös eines früher fertig gestellten ‚Bildes‘ ein handgroßes Atelierchen und arbeitete.“

In Berlin und München hatte die Künstlerin Gelegenheit gehabt, Klingers Radirungen zu sehen, und zwar hauptsächlich die aus seiner berliner Periode stammenden. Sie waren zusammen mit Dem, was sie in der Literatur kennen lernte — und da ist als Markstein namentlich Zolas „Germinal“ zu nennen — ausschlaggebend. Sie kannte nun ihren Weg; und da ihre Verheirathung mit einem berliner Arzt, dem Doktor Kollwitz, und damit die Uebersiedlung nach der Hauptstadt (1891) bevorstand, ließ sie sich von ihrem ersten Lehrer in das Technische des Plattengrundirens und Zeichens einweihen — zu weiterem Unterricht reichte die Zeit nicht aus — und versuchte dann in Berlin, in mühsamem Selbstlernen und Probiren auf eigene Hand der Radirtechnik beizukommen. Es glückte nur sehr langsam, da auch ihre freie Zeit durch die Sorge für zwei Kinder knapp bemessen war. Unter diesen Schwierigkeiten entstand der Weber-Cyklus.

Sie hatte eine der dazu gehörigen Kompositionen (die Wirthshauszene) zuerst radirt, sich aber später entschlossen, die Radirung durch eine Lithographie zu ersetzen. Von diesen Probedrucken bewahrt das dresdener Kupferstichkabinet noch einige; sie zeigen in ihrer herben Geschlossenheit mehr noch als die definitive Fassung die überlegene Kraft des von keiner Reflexion beeinträchtigten ersten Wurfs. Die selbe Sammlung besitzt verschiedene Erstlingsarbeiten der Künstlerin, die, nur als Versuche entstanden, in ganz kleiner Anzahl gedruckt und kaum über die vier Wände ihres Ateliers hinausgekommen sind. Dahin gehört in erster Linie eine düster gestimmte Illustration zu „Germinal“. Von ergreifender Wahrheit ist auch die an der Wiege sitzende Mutter, die in stumpfem Dahinbrüten ihr Kind betrachtet, den sorgenvollen, müden Kopf in die Hand stützend. Die Künstlerin hat hier der Hand, die den größten Theil des Gesichtes verdeckt, eine ganz erstauntliche Ausdrucksfähigkeit verliehen. Sie ersetzt vollkommen das Wienenspiel des in tiefen Schatten gehüllten Antlitzes. Wie sich die müden, groben

Finger krampfhaft ins Haar bohren, wie sich die Adern anspannen und dehnen: Das ist mit einem Ernst und einer Unerbittlichkeit wiedergegeben, als ob die düstere Stimmung des Blattes hier in einem einzigen Punkt konzentriert werden müßte. Sehr verwandt ist dieser Radirung eine andere, auf der eine Frau aus dem Volke neben Körben am Boden sitzt. Sie hat die Augen geschlossen und stützt den Kopf in die linke Hand, die wiederum die größere Hälfte des Gesichtes verdeckt. In der Wandnische oben ist ein Marienbild angedeutet. Man denkt unwillkürlich an Gretchens Wort:

„Ach neige,  
Du Schmerzreiche,  
Dein Antlitz gnädig meiner Noth.“

Als eine Vorstudie für die Radirung möchte ich trotz dem vollständig veränderten Bewegungsmotiv eine Federzeichnung im dresdener Cabinet betrachten. Sie zeigt den nackten Oberkörper einer Frau mit weit zurückgebogenem Kopf, die rechte Hand auf dem Gesicht, dessen Züge den Ausdruck des höchsten, aufschreienden Schmerzes widerspiegeln. Die Zeichnung ist mit flüchtigen, wilden Federstrichen hingehauen, als ob die Künstlerin gefürchtet hätte, durch längeres Verweilen bei Einzelheiten die herbe Wahrheit des Gesamteindrucks zu verlieren. Konstantin Meunier, dem ich das Blatt zeigte, sagte mir, er habe so Etwas von Frauenhand nie gesehen.

Eine Lithographie, von der Künstlerin „Gretchen“ benannt, gehört zu dem Persönlichsten, was sie geschaffen. Daß es weder Goethes Gretchen ist noch das traditionelle „deutsche Gretchen“ mit Puffärmeln und fennelblonden Zöpfen, wie es als Theaterfigur zu einer Art nationalen Heilighumes geworden ist, versteht sich von selbst. Ein armes Mädchen steht in der Abenddämmerung am Brückengeländer und blickt bekümmert und angstvoll hinab in das trübe Gewässer, wo der Tod ihr Kind, das sie noch unter dem Herzen trägt, in seinen Armen zum ewigen Schlummer wiegt.

1869 stellte die Künstlerin bei der Sezession, der sie sich angeschlossen hatte, eine neue Radirung aus: den „Bauernkrieg“. Es ist ein wilder Haufe wüthender Bauern, die, zum Aeußersten entschlossen, mit Senfen und Axten hinter der Bundschuhfahne einherstürmen. Ueber ihnen schwebt, sie anfeuernd, die Rachegöttin mit der Brandsackel; und eine zerstörte, brennende Burg bezeichnet ihren Weg. Die unaufhaltsame Wucht des Vorwärtsstürmens ist hier meisterlich wiedergegeben, von grandioser Wirkung die Gestalt eines die Arme zum Himmel emporhebenden, wie nach Vergeltung schreienden Bauern. Der nackten allegorischen Figur hätte es meiner Ansicht nach nicht bedurft, da die von der Künstlerin beabsichtigte Stimmung auch ohne sie voll erreicht ist. Eine aquarellirte Skizze zu dem Blatt übertrifft die Radirung

in einigen Punkten noch. Sie soll als Vorlage für das wohl als farbige Lithographie gedachte Schlußblatt eines neuen Cyklus über den Bauernkrieg dienen. Ein Jahr später beendete die Künstlerin eine große dreitheilige Radirung: „Bertretene“, die freilich nicht zu ihren glücklichsten Arbeiten zählt, und 1901 folgte die „Carmagnole“, ein Tanz betrunkenen und lärmender Weiber um die Guillotine, die zwischen hohen Siebelhäusern — man könnte eher an Hamburg oder Königsberg als an Paris denken — gespenstisch aus der Menge ragt.

Neben diesen Radirungen entstanden auch einige technisch interessante Versuche, wie die bei Laternenschein von der Arbeit heimkehrenden Arbeiter, eine Algraphie, bei der die Lichter mit dicker Farbe von einer besonderen Kupferplatte aufgedruckt sind, oder eine Cabaretszene mit Männern, die zum Klang einer Ziehharmonika tanzen, während eine Frau ihnen lachend zusieht. Das Blatt ist ein vernis mou und die weißen Lichter sind mit einem lithographischen Stein gedruckt, bei dem die betreffenden Stellen vertieft und mit weißer Farbe ausgefüllt wurden. Schließlich sei noch ein sehr lebendiges, auf Stein gezeichnetes Selbstbildniß erwähnt, das, in zwei Farben gedruckt, das scharf beobachtende Wesen der Künstlerin vorzüglich wiedergiebt.

Käthe Kollwitz gehört ohne Frage zu den stärksten Talenten auf dem Gebiete der graphischen Künste; und wenn sie nicht als Frau mit dem Vorurtheil zu kämpfen gehabt hätte, das man gemeinhin, und leider nur zu oft mit Recht, der weiblichen Kunstübung entgegenbringt, so wäre sie längst als ihren männlichen Kollegen ebenbürtig anerkannt. Der Ernst des Lebens ist ja freilich nicht Jedermanns Sache und dadurch erklärt es sich, daß ihre Radirungen nur auf einen verhältnißmäßig kleinen Kreis intimerer Kunstfreunde den tieferen Reiz ausüben können, der jedem ehrlich gemeinten Werk von Künstlerhand eignet. Es wäre sehr zu bedauern, wenn sie lediglich ihres sozialen Inhaltes wegen bei Leuten Anklang fänden, denen der künstlerische Gehalt gleichgiltig, Vorwurf und Tendenz die Hauptsache sind. Wie ich gelegentlich schon an anderer Stelle gesagt habe, soll und darf die Kunst nicht den schwankenden Zielen der Parteien dienen. Hoch über der Menschen Häuptern geht ihre Sonnenbahn; und Allen soll sie leuchten. Das aber steht ja in unserer kunst sinnigen Zeit auch nicht zu befürchten. Es wäre gerade so, als ob man Adolf Menzel nur darum für einen unserer größten Künstler halten wollte, weil er die Epoche Friedrichs des Großen verherrlicht und sich zeitweilig eingehend mit den Uniformen preussischer Soldaten beschäftigt hat.

Dresden.

Professor Dr. Max Lehrs.



## Anzeigen.

**Die Suchenden.** Roman. Berlin, F. Fontane & Co. 1901.

In einer Selbstanzeige meines voriges Jahr im gleichen Verlage erschienenen Romanes „Das dritte Reich“ theilte ich mit, daß ich den Plan einer Roman-Trilogie gefaßt hätte, in der ich einen gewissen Typ des modernen Menschen, wie er sich aus der byronischen Welterschmerzperiode bis zu dem intellectuel et précoceement gâté des Bourget, dem Gabriel Gram Garborgs, neuerdings etwa dem Foma Gorbjeff des Vorkij entwickelt, zu zeichnen gedächte. Bei uns in Deutschland ist von den Neuereu eine solche Aufgabe auf dem Gebiete des Romanes bisher eigentlich nur erst selten und, scheint mir, ohne rechten Erfolg in Angriff genommen worden; jedenfalls noch nicht in einer Weise gelöst, die sich neben den Leistungen des russischen, französischen und nordischen Auslandes sehen lassen könnte. Der früh verstorbene Hermann Conrads könnte genannt werden mit seinen beiden Romanen „Phrasen“ und „Adam Mensch“. Doch ist Conrads zu schrullig, zu schmückig barock, zu willkürlich, zu wenig klar, wissenschaftlich und künstlerisch objektiv, so interessant und vielleicht sogar dokumentär diese Arbeiten in anderer Hinsicht auch sein mögen, so konfessionell sich ein junger deutscher Stürmer und Dränger aus dem Anfang der achtziger Jahre auch in ihnen aussprechen mag. Ferner wäre etwa noch der „Stilpe“ Otto Julius Bierbaums anzuführen. Aber auch der „Stilpe“ ist, wie die Romane Conrads, zu sehr Künstler- und Bohémienroman, wenn auch nicht, wie Conrads Arbeiten, Roman eines Bohémien. Besonders zu erwähnen wären dann noch die Romane Przybyczewskis. Sie scheinen mir für eine Psychologie jenes Types außergewöhnlich werthvoll zu sein; sie besitzen große dichterische und künstlerische Vorzüge, die sich wohl gar bis zur Genialität steigern: aber sie sind bei all diesen Eigenschaften dennoch zu amorph und auch wieder zu einseitig Psychologie des Bohémien und wohl auch des modernen Melanarchisten. Und dann, vor Allem, sind sie zu international, gehören eigentlich in die polnische Literatur. Nun habe auch ich mich an die Aufgabe gemacht; und biete mit diesen „Suchenden“ bereits den zweiten Roman der geplanten Trilogie. Es kam mir darauf an, den Typ zu entwickeln, wie er sich bei uns etwa seit dem Anfang der achtziger Jahre ausgebildet hat. Ich denke, es ist mir mit dem Viefegang des „Dritten Reiches“ bis daher wohl auch zu einiger Zufriedenheit gelungen. Aber der Viefegang dieses Romans stellte doch nur erst eine Seite des Types dar, die philosophisch-spekulative. Sie kann nicht genügen für Den, der den Typ möglichst vielseitig erfassen und ausholen will. Und so zeigt sich denn „unser Held“ in den „Suchenden“ bereits von einer anderen Seite. Aus dem Bohémien, Gräbler, Scher, Dichter, Philosophen Dr. Emanuel Viefegang ist ein Mann geworden; er hat sich in den „Suchenden“ in den praktischen Arzt Dr. Erhard Falke verwandelt, einen tüchtigen und gesuchten Arzt, einen talentreichen Bakteriologen; einen gut, ja, sehr gut situirten und wohlstrangirten Bourgeois, glücklichen Ehemann und Familienvater; einen Menschen, der mit dem Weltlauf, mit sich und seiner Umgebung, ohne sich Etwas vergeben zu haben, wie nur sonst irgend ein anständiger und intelligenter Mensch im Einklang ist oder vielmehr — zu sein

scheint. Denn der Viesegang in ihm ist noch nicht völlig tot. So ist er namentlich mit dem „Problem Weib“, an das er, als Viesegang, im ersten Roman, weil noch mit Anderem, ihm Wichtigern allzu ausschließlich beschäftigt, noch nicht recht hatte herankommen können und mit dem er als Dr. Falke und glücklicher Familienvater zu Hande gekommen scheint, doch in Wirklichkeit noch nicht recht fertig geworden. Das zeigt sich, als Falke an einen Weibtypus herankommt, der ihm bereits einmal in seiner Jünglingszeit verhängnißvoll gewesen und der ihm nur zu sehr Schicksal geblieben ist. Er hat seinen Frieden mit der Welt und sich geschlossen; er liebt sein Weib, seine prächtigen beiden Jungen und seinen Beruf; er ist versöhnt mit seiner bürgerlichen Umgebung, die er früher philiströs genannt haben würde: aufrichtig, ehrlich und ohne schielenden Kompromiß; und dennoch überwältigt ihn das alte Schicksal und nöthigt ihn in eine neue Welt und offenbart ihm, daß seine Welt dennoch eine andere ist als die, in der er lebt und in der sich seine jugendliche Unrast beruhigt. So eine andere und wahre Heimath kann nur für so eine unruhige und problematische Natur ein Jenseits hinter der dunklen Wende Tod sein — sie war es für Viesegang —, sie kann aber auch in einem anderen Sinne ein Jenseits sein: ein Jenseits im Diesseits. Ein solches soll ihm seine Neigung zu Klona werden. Er geht an dem Konflikt zwischen seiner Liebe zu Grete, seinem Weibe, und zu Klona, zwischen seiner bisherigen Welt und der neuen, in die ihn das geliebtere Weib zieht, nicht zu Grunde, wie Viesegang zu Grunde gegangen wäre, sondern findet die Kraft, sein bisheriges Leben mit all seinen Glücksgütern preiszugeben und mit Klona einer in einem gewissen Sinne zwar unsicheren, aber gewiß reichen und lebendigen Zukunft entgegenzugehen. Nicht aber ohne ein schweres Lodringen; nicht ohne die harten und aufreibenden Konflikte und Bedrängnisse einer Doppeliebe mit all ihren intrikaten Sensationen. Und hier tritt dann nun wohl auch wieder Etwas von der spekulativen und reflektirenden Hypochondrie zu Tage, die dem Typ, und namentlich in der Viesegang-Nuance, so sehr eignet und seinen Knick bedeutet; ein Manko, mit dem gerade ein in seiner Art so kompletter und in sich geschlossener Weibcharakter wie der Klona's so wenig anzufangen weiß. Immerhin hat dieser Gang zur Spekulation Kraft genug, ein Dreiverhältniß, auf gegenseitiges Wissen und Einvernehmen begründet, wenigstens eine Zeit lang aufrecht zu erhalten, trotzdem es eine Selbstaufhebung, eine innere Unmöglichkeit ist; bis ihn der beiden Weiber gesunder Instinkt, die Reberei in der Stadt, nicht zuletzt der Faustschlag, den er Klona versetzt, von diesem spekulirenden und experimentirenden Knick seiner Mannheit befreit. Mit diesem Faustschlag gerade gewinnt er die letzte Achtung der Geliebten; die letzten Ibsionkrassen, die sie noch trennten, sind mit ihm beschwichtigt und — vor Allem auch durch den Selbstmord des jungen Edmund — eine wahrhaftere Ehe geschlossen, als seine bisherige es gewesen. Dennoch: es ist nicht ausgeschlossen, daß der Dr. Falke von jenem Knick noch einmal behelligt wird, und so ist er doch einstweilen noch immer unruhige und problematische Natur. Es mag die Aufgabe meines dritten Romanes sein, den Typ in einer Geschlossenheit und Abrundung, in einem Einklang mit den modernen Zeitverhältnissen zu zeigen, der vielleicht das Entwicklungsergebnis einer Phase sein wird, in die er neuerdings getreten und die vielleicht im Zeichen Nießsches und Walt Whitmans steht.

Johannes Schlaf.

**An der Riviera.** Hermann Seemann, Leipzig. Preis 3 Mark.

Die meisten Reisenden betrachten Italien aus der D-Zugperspektive und kommen nach vier bis sechs Wochen mit Geistesüberfracht in die Heimath zurück, um sich hier ihrer Blüde in geheimnißvoller Stille zu entledigen. Leute, die jede Menusarte und jede Hotelrechnung für äußerst wichtige Dokumente halten, die das italienische Volk höchstens als Staffage für ihre „überwältigenden“ Naturschilderungen betrachten, — solche Leute sind unter diesen Büchersehreibern in der Mehrzahl vertreten. Ich könnte mein Buch nicht mit ruhigem Gewissen empfehlen, wenn ich mich auch zu diesen Leuten zählen müßte. Schon der Zufall, der mich aus meinem stillen Dorf hinter dem Walde herausriß und ein Jahr lang an die Riviera fesselte, schied mich von ihnen. Mein Beruf, der mich mit Eingeborenen und Eingewanderten in enge Berührung brachte, gab mir Gelegenheiten, zu schauen, und ließ mir Ruhe, das Gesehene zu vertiefen. Die ersten beiden Theile meines Buches, „Sonderbare Ränze“ und „Skizzen“, sind die Früchte dieses Schaffens. Doch auch mich selbst riß das Leben in seinen Bannkreis. Das „Tagebuch eines Schulmeisters“ war das Resultat. Sollte mancher Leser an der Offenherzigkeit des „Tagebuches“ und an seinen Tollheiten Anstoß nehmen, so möge er bedenken, daß man bei zweiundzwanzig Jahren mit offenen Augen und springendem Blut unter der breitenden Gluthsonne Italiens nicht der selbe Engel sein kann, der man vielleicht im schläfrigen Himmel Norddeutschlands wäre. Ich habe mit heißem Bemühen die Wahrheit gegen mich selbst und die Klarheit gegen Andere angestrebt. Deshalb habe ich konkret geschrieben, jedes Ding beim rechten Namen genannt und niemals auch nur das dünnste Blättchen vor den Mund genommen.

Hamburg.

Ewald Gerhart Seeliger.



**Lieder für Kinderherzen.** Verlag von Ernst Hofmann & Co., Berlin.

Als Probe hier nur ein kleines Lied, das auf dem Bunten Brettel viele Freunde gefunden hat:

Das Seelchen.

Es schleicht ein Lichtlein  
Wohl über das Moor,  
Ein Kindlein branten  
Sein Seelchen verlor.

Hat Mutter geschlagen  
In Zorn und Wuth,  
Des Kindleins Seele  
Nun nimmer ruht.

Wenn draußen die Rebel  
Ballen empor,  
Dann irrt ein Lichtlein  
Wohl über das Moor.

Das Lichtlein, das blaue,  
Das dort erscheint,  
Ist jenes Seelchen,  
Das schluchzt und weint.

Egon H. Straßburger.



**Die Wahlverwandtschaften der deutschen Blutmischung.** Der „Kulturgeschichte der Rasseninstincte“ zweiter Band. Eugen Diederichs in Leipzig, 1901. Preis 4 Mark.

Als erster Band dieser Kulturgeschichte ist „Das Keltenhum in der europäischen Blutmischung“ erschienen. Da wurde der Antheil der keltischen Rasse



an der politischen wie an der kulturgeschichtlichen Entwicklung der modernen Völker, ihrer Religion, ihrer Kunst und Wissenschaft, nachgewiesen. Während diese Arbeit vom literarisch-historischen Standpunkt aus behandelt ist, wird im zweiten Bande die Rassen- und Blutmischung in ihrer physiologischen Bedeutung gewürdigt; die Kreuzungswerte der europäischen Hauptstämme, der Germanen, Kelto-romanen und Slaven werden nach der männlichen und nach der weiblichen Seite hin eingehend untersucht. Namentlich wird der Einfluß des Weibwesens in der Geschichte der germanischen Völker nachgewiesen und die ausschlaggebende Wirkung des weiblichen Blutes bei jeder Rassenkreuzung betont. „Die deutsche und die preussische Blutmischung“ werden in ihren Bestandtheilen, ihrer Entstehung und Entwicklung geschildert; ferner die verschiedene Befähigung der Rassen für höhere geistige Entwicklung, die Wahlverwandtschaften der deutschen und die verschiedenen Spielarten der europäischen Blutmischung. Ein Ausblick auf „Der Kinder Land“ bildet den Schluß und zeigt die Bedingungen für die Entstehung des genialen Menschen auf der Basis des germanischen Elementes.

Heinrich Driesmann.



**Nieze Wichmann.** Aus dem Leben einer jungen Dame unserer Zeit von Edith Nebelong. Berlin 1901. Axel Junckers Verlag.

Ich glaube, es muß noch einmal auf das Buch von Fräulein Edith Nebelong hingewiesen werden. Erstens, weil es außerordentlich gut geschrieben ist, und dann, weil die graziose Selbstanzeige, die diese dänische junge Dame unserer Zeit kürzlich in der „Zukunft“ erscheinen ließ, das kleine Buch in mancher Beziehung erweitert, so daß man jetzt erst recht gewissenhaft darüber reden kann. Die Verfasserin, deren Kunst in stillem Aufstiege begriffen ist, hat in dieser seltsamen Selbstkritik einen Vergleich in Bezug auf die Hauptperson Ihres Romans, Nieze Wichmann, gebraucht, der überaus bezeichnend ist. „Sie gleicht“, sagt sie von Nieze, „einem Kreisel, der sich müde getanzt hat, zwecklos, weil sie nicht anders konnte.“ Und nun bitte ich, zu beachten, welche Aufgabe dieses junge Mädchen sich gestellt hat, da sie das Buch von Nieze Wichmann schreiben wollte. Wer hätte wohl unter jungen Leuten Ruth und — man muß es sagen — Liebe genug, um die Geschichte eines Kreisels zu schreiben, der sich müde getanzt hat? Und wer, unter den selben jungen Leuten, wäre wohl, während er diese Geschichte schrieb, schon so weit gewesen, um sie nicht sentimental, sondern ironisch zu schreiben? Und wer (als letzte Frage) hätte, wie Fräulein Nebelong, mit dem sicheren, unbeeinträchtigten Gefühl diese geschmackvolle, heitere Ironie getroffen, die nicht ironischer ist als das Leben selbst? Kurz: wer hätte dieses Buch schreiben können? Pause. Fräulein Nebelong hat es geschrieben. Mit dieser Thatsache hat man zu rechnen. Man hat damit zu rechnen, daß da im Norden eine neue Dichterin aufwächst, ein ernster Künstler, den man noch wachsen hören wird. Ernst? In dem Buch von „Nieze Wichmann“ ist Etwas, das sich gegen diese Bezeichnung auflehnt, ein gewisser Leichtsin; aber nur auf den ersten Blick. Sieht man genauer zu, dann bemerkt man, wie streng und unerbittlich Edith Nebelong die Menschen in ihrem Buch beobachtet, wie sie besonders die arme Nieze, den „Kreisel“, nicht aus den Augen läßt. Und ihre Lustigkeit ist dann manchmal

wie die Lustigkeit von Leuten, die bei einem Aufgegebenen sitzen, dem sie nicht zeigen wollen, wie ernst seine Lage ist. Nieze Wichmann ist von Anfang an eine Aufgegebene; und die Verfasserin ist neben ihr wie ein Arzt, der sich in seine Kranke verlieben könnte, wenn ein Wunder geschähe, wenn sie gesund würde. Aber es geschieht kein Wunder. Und da wächst der junge Arzt über seine Leidenschaft hinaus und denkt an die Zukunft, an andere Kranke, die ihm nicht sterben werden, die er gesund machen wird; und fühlt, daß die Welt voll von Aufgaben ist.

Westernede.

Rainer Maria Rilke.



## Dortmunder Union.

Den Aktiengesellschaften geht es nicht anders als den Menschen: eine Dummheit, die einmal in der Jugendzeit gemacht wurde, schleppen sie nebst allen Folgen bis ins Alter mit sich, weil sie nicht den Muth haben, rechtzeitig einen Schlussstrich darunter zu machen. Was niht es der Diskontogesellschaft nun, daß sie seit Jahren zu den solidesten Instituten Berlins gehört, daß sie sich vom Ueberfluß der Depositenfülle fern gehalten hat und sich mit der Rolle des großen Retters in der Noth zu bescheiden pflegte? Seit ihrer Jugend Tagen schleppt sie, wie eine Kette, die Dortmunder Union hinter sich her, die mit Zug und Recht oft ihr Schmerzenskind genannt worden ist.

Der erste März 1857 war der Geburtstag dieses Kindes. Die Diskontogesellschaft war eben gegründet worden. Auf der Suche nach neuen Geschäften war man auf die Heinrichshütte gestoßen; und da man in jener Zeit, wo die junge preussische Bankwelt förmlich danach lechzte, aus dem spröden Stein der alten Wirthschaft endlich das Gold des einstweilen nur erträumten Großkapitalismus zu lösen, die Welt durch rosenrothe Brillen anschaute, so erwarb man die Heinrichshütte um den Preis von 1¼ Millionen Thalern. Der Geschäftsbericht der Diskontogesellschaft vom Jahre 1856 verräth schon das Mißvergnügen einzelner Geschäftsinhaber an der neuen Erwerbung. Doch der ausschlaggebende Theil der Geschäftsleitung hielt die Gesellschaft für so gut, daß noch mehr Geld hineingesteckt wurde; und bald war ein beträchtlicher Theil des Aktienkapitals der Diskontogesellschaft in den Werken festgelegt. So schleppte sich denn dieser Ballast in den Bilanzen der Bank bis zum Jahre 1863 fort. Da wurde die Hütte von der Diskontogesellschaft auf die Geschäftsinhaber abgewälzt, die sie als selbständiges Unternehmen mit kommanditarischer Btheiligung der Bank weiterbetrieben. Im Bericht des Jahres 1863 finden wir das prophetische Wort Hansemanns, daß die Heinrichshütte eine „Bessel für die Zukunft“ der Diskontogesellschaft sei. Wenn Herr von Hansemann am Tage des fünfzigjährigen Jubiläums seines Institutes auf die vielen glorreichen Blätter der Geschäftschronik zurückblickt, so wird er nicht umhin können, auch bei den Seiten der Bankgeschichte zu verweilen, die von seinen wenigen, aber fühlbaren Mißerfolgen sprechen. Und wenn er sich dann seines prophetischen Wortes von 1863 erinnert,

jo wird er heute sicher bebauern, damals nicht rechtzeitig die nöthigen Konsequenzen daraus gezogen zu haben.

Aber des Propheten Wort galt am Wenigsten beim Propheten selbst. 1868 hatte man die Heinrichshütte in eine Aktiengesellschaft umgewandelt; und als nun 1872 die große Gründungstuth sich über des neuen Reiches Thron wälzte, da kam die Verlassene zu Ehren. Mit einer Reihe anderer Werke ward sie verschmolzen und das Ganze erhielt den Namen Dortmunder Union. Pathe stand der damalige Geschäftsinhaber der Diskontogesellschaft, Herr Dr. Johannes Niquel, später: von Niquel, Ritter des Schwarzen Adlerordens und Vater des Börsegesetzes. Schon im Jahre 1875 wurde eine Reorganisation nothwendig. Das ursprünglich 33 Millionen betragende Kapital war inzwischen um 6,6 Millionen erhöht worden; jetzt mußte man die alten Aktien von 600 auf 400 Mark pro Stück abstempeln und für 15 Millionen Mark neue Vorzugsaktien ausgeben. Die unabhängige Presse tabelte die Diskontogesellschaft heftig und im Jahresbericht von 1875 hielt die Bank es im Interesse Ihres Ansehens doch für geboten, sich zu vertheidigen. Sie bezeichnete die Gründung als das „korrekteste und loyalste Geschäft.“ Ob ihre Geschäftsinhaber Das wirklich geglaubt haben? Wahrscheinlich. Denn neben den eine schlimme Selbsttäuschung über den Begriff des „Korrekten“ und „Loyalen“ verrathenden Worten war in dem selben Bericht ein folgenschwerer Irrthum über die Wirkung ihrer Sanirungthätigkeit zu erkennen. Da war zu lesen: „Die Diskontogesellschaft hat schon lange Alles aufgeboten, um dem Uebel der finanziellen Ueberbürdung der Union Einhalt zu thun. Schon jetzt ist in dieser Beziehung durch die erfolgreich durchgeführte Reorganisation eine Wendung zum Besseren eingetreten und die Erfahrung dürfte lehren, daß die Diskontogesellschaft in ihrem Verhalten sowohl dem eigenen wie dem Interesse der Union entsprechend gehandelt hat.“ Seitdem ist fast kein Jahr vergangen, wo nicht neue Kapitalveränderungen vorgenommen werden mußten. In der Generalversammlung vom fünfundzwanzigsten Januar 1896 wurde dann die letzte große Sanirungsaktion beschlossen; mit pomphafter Aufwendung allen Raffinements moderner Finanzkunst ist sie in Szene gesetzt worden. Auf die neuesten Aktien gab es jetzt wirklich ein paar Jahre lang eine einigermaßen erträgliche Dividende. Aber die Zinssummen, die die Aktionäre im Laufe der Zeit an den vielen Zusammenlegungen und Zuzahlungen verloren haben, sind kaum noch auszurechnen. Ein Bröckchen davon ergibt sich bei der Betrachtung des Schicksals der erst im Jahre 1896 neu geschaffenen Aktien Littera C, die zu einem Kurs von 101½ den Aktionären angeboten wurden. Im Taumel des Jahres 1899 stiegen sie auf 149¾. Jetzt notiren sie etwas über 40. Von den Millionen Aktien Littera A und Littera B spricht man schon gar nicht mehr; sie sind versunken und vergessen.

Vorsichtige Kritiker haben gleich bei der neuesten Reorganisation vorausgesagt, auch sie werde nur eine von vielen noch folgenden Stappen sein. Aber ich glaube, daß an und für sich diese Skepsis unberechtigt war. Vielleicht hätte die Union sich jetzt sogar einigermaßen zu erholen vermocht, wenn man sie in Ruhe gelassen hätte. Aber kaum waren die Chancen wieder etwas besser geworden, so begann die Diskontogesellschaft abermals ihre Beglückungsmanöver. Fast muß man schon glauben, die Leiter dieser Gesellschaft könnten keine längere

Frift verstreichen lassen, ohne irgend ein Werthobjekt hin- und herzuschieben. An die Stelle der früher mit Unrecht so beliebten Heinrichshütte trat jetzt die Zeche Adolf von Hansemann.

Diese Zeche war im Besitz der mangelhaften Steinkohlengruben, einer tausendtheiligen Gewerkschaft, von deren Nutzen die Union bis zum Schluß des Geschäftsjahres 1898/99 fünfhundertundeinen besaß. Jetzt plötzlich fiel dem Verwaltungsrath ein, die Union müsse die ganze Zeche besitzen. Selbst wenn nun der wirtschaftliche Vortheil, den der Besitz der Zeche verhieß, so unbestreitbar war, wie der Geschäftsbericht behauptete, blieb immer noch zu bedenken, daß die Zeche der Union thatsächlich gehörte. Denn die Mehrheit der Auxe war in ihrer Hand und die übrigen Gewerke waren in der nächsten Umgebung des Herrn von Hansemann zu suchen. Man erhöhte trotzdem das Aktienkapital um 9 Millionen und zahlte für den Auxe 9000 Mark. Im Geschäftsbericht, der diesen Kauf den Aktionären der Union schmachhaft machen sollte, ward versprochen: „Für diesen Kaufpreis und für die weiteren bis zur vollen Leistungsfähigkeit noch zu machenden Ausgaben kann auf eine genügende Rente mit Sicherheit gerechnet werden, da nach Heranziehung der nöthigen Arbeiter die Förderung successiv auf 2000 Tonnen gesteigert werden kann.“

Die Zeche Adolf von Hansemann hat nun aber dem Manne, dessen Namen sie trägt, gar keine Ehre gemacht. Sie hat vielmehr die Union wiederum vor die Nothwendigkeit einer Reorganisation gestellt. Wenn die Zeche Wasser, statt Kohle, zu fördern gehabt hätte, wäre sie für solchen Zweck sehr geeignet gewesen; denn sie hatte unter fortwährenden Wassereinbrüchen zu leiden. Die für 9 Millionen erworbene Zeche, die schon im letzten Jahr mit über 12 Millionen in der Bilanz erschien, steht jetzt mit 15 $\frac{3}{4}$  Millionen Mark zu Buch. Man hat also die Riesenkosten der Wassereinbrüche einfach dem Anlagekonto zugeschlagen; die auch nicht ganz unbeträchtliche Summe von 976 000 Mark aber wurde auf sämtliche Anlagen und Immobilien abgeschrieben.

Jetzt heißt es nun, zur Entschuldigung: „Bei Uebernahme der Zeche Adolf von Hansemann war vorauszusehen, daß die Union erst nach Erreichung der geplanten Förderung von etwa 2000 Tonnen für den Arbeitstag eine entsprechende Rente von der Zeche erzielen würde, wozu bei regelmäßigem Verlauf der noch auszuführenden Arbeiten ein Zeitraum von reichlich drei Jahren nach Uebernahme der Zeche nöthig war.“ Wo war, als man den Aktionären der Union eine reichliche Rente aus der Zeche versprach, von einer dreijährigen Karenzzeit die Rede? Vielleicht hat man bei der Hast, mit der das Geschäft begonnen und betrieben wurde, diesen wichtigsten Passus einzufügen vergessen.

Doch wenn man selbst von der Zeche Hansemann absieht: Geschäftsergebnis und Bilanz der Union bleiben trostlos. Alle Abtheilungen dieses Riesenwerkes haben geringeren Ertrag gebracht. Das alte Sorgenkind, die Heinrichshütte, zeigt, statt des vorjährigen Bruttoüberschusses von 1,25 Millionen, einen Betriebsverlust von 446 000 Mark. Der Personalbestand ging von 12412 auf 9829 Mann zurück. Die Bilanz zeigt ein Anwachsen der Obligationenschuld um 6 Millionen und eine Steigerung der Bankschulden von 17,8 Millionen auf 20,4 Millionen Mark. Mit dieser Summe hängt die Diskontogesellschaft also bei der Union. Allerdings erhält sie für ihre Vorschüsse recht beträchtliche

Zinsen. Denn das Gewinn- und Verlustkonto weist für Zinsen, Provision und Skonto 2,3 Millionen Mark auf, so daß man annehmen darf, die Vorschüsse der Diskontogesellschaft verzinsen sich mit ungefähr 10 Prozent. Das aber ist doch schließlich nur Buchungslasche. Was nützen die schönsten Zinsen und Provisionen, wenn sie nicht baar bezahlt werden, sondern nur auf dem Papier stehen?

Die Diskontogesellschaft ist also materiell recht erheblich an dem ferneren Schicksal der Union betheiligt. Viel schwerer noch wiegt aber ihre moralische Verantwortlichkeit. Diskontogesellschaft und Dortmunder Union gehören nun einmal der vulgären Meinung nach untrennbar zusammen. Und mit dieser Meinung muß die Diskontogesellschaft rechnen, wenn sie für die fernere Zukunft ihres — augenblicklich einzigen — Schmerzenskinds sorgen will. Sie scheint auch damit rechnen zu wollen. Denn auf die Tagesordnung der nächsten Generalversammlung ist plötzlich noch der Punkt „Verkauf der Zeche Adolf von Hansemann“ gesetzt worden. Man mußte mit einigem Recht fürchten, den bis jetzt allzu geduldbigen Aktionären könne endlich doch die Geduld ausgehen und die Frage entstehen, ob Herr von Hansemann nicht nur zu den beiden kontrahirenden Gesellschaften, Diskonto und Union, sondern auch zur mangelhaften Werkerschaft allzu nahe Beziehungen habe, als daß er diesmal eine Interessensollision mit der ihm sonst eigenen Gewandtheit zu lösen vermöchte. Der Aufsichtsrath der Union hat sich mit dem Verkauf „grundsätzlich“ einverstanden erklärt und eine Kommission mit der Feststellung „angemessener Bedingungen“ beauftragt.

Aber mit dem Verkauf der Zeche allein ist der Union nicht gedient. Der Erlös soll dem Buchpreis des Objektes gleichkommen, also ungefähr 15 Millionen Mark betragen. Davon müssen 6 Millionen Obligationen zurückgezahlt werden; den Rest bekommt die Diskontogesellschaft à conto Bankkredit. Es bleibt dann immer noch ein hübsches Schuldenhalbo; und Betriebsmittel sind auch nicht da. Eine neue Aktientransaktion will man angesichts der heutigen Börsenverhältnisse natürlich nicht wagen. Wo borgt die Diskontogesellschaft vorläufig weiter, — bis eines schönen Tages die Aktien für eine Zusammenlegung reif sind. Dann wird für die Aktienbezeichnung der Buchstabe D hervorgehakt. Neugierig bin ich nur, welcher Buchstabe des Alphabetes zur Feier des fünfundsiebenzigjährigen Bestehens der Diskontogesellschaft auf den Aktien der Union prangen wird.

Plutus.



## Bismarck-Erinnerungen.

„Fürst und Fürstin Bismarck“ nennt Herr Robert von Reudell den Band, der bei Spemann erscheint und einiges neue Material zur Beurtheilung dieses weltgeschichtlichen Paares bringt. Reudells Erinnerungen reichen von 1846 bis 1872. Ein paar Fragmente sollen hier mit des Verfassers und des Verlegers Genehmigung aus den Druckbogen mitgetheilt werden.

Aus der Schulzeit.

In der Abenddämmerung sagte der Minister 1864 einmal zu mir:

„Meine Kindheit hat man mir in der Plamannschen Anstalt verdorben, die mir wie ein Zuchthaus vorkam. Zu Folge Dessen werden meine Zungen natürlich verzogen; vielleicht aber werden Herberts Kinder wieder sehr streng gehalten werden. Ich weiß von mehreren Familien, in denen die Erziehungsweise gewechselt hat; auf eine verprügelte Generation folgte eine verzogene und dann wieder eine verprügelte. Es ist natürlich, daß Eltern wünschen, den Kindern Das zu gewähren, was bei ihrer eigenen Erziehung gefehlt hat. Bis zum sechsten Jahre war ich in Kniephof fast immer in freier Luft oder in den Ställen gewesen. Ein alter Kuhhirt warnte mich einmal, nicht so vertraulich bei den Kühen herumzukriechen. Die Kuh, sagte er, kann Dir mit dem Hufe ins Auge treten. Die Kuh merkt nichts davon und frist ruhig weiter, aber Dein Auge ist dann futsch. Daran habe ich später mehrmals gedacht, wenn auch Menschen, ohne es zu ahnen, anderen Schaden zufügten. Die Plamannsche Anstalt lag so, daß man auf einer Seite ins freie Feld hinaussehen konnte. Am Südwestende der Wilhelmstraße hörte damals die Stadt auf. Wenn ich aus dem Fenster ein Gespann Ochsen die Ackerfurche ziehen sah, mußte ich immer weinen vor Sehnsucht nach Kniephof. In der ganzen Anstalt herrschte rücksichtslose Strenge. Einmal war im Nachbarhause Jemand gestorben. Ich hatte noch nie einen Toten gesehen und kletterte durch ein Fenster, um die Leiche genau zu betrachten. Dafür wurde ich hart bestraft. Mit der Turnerei und Jagdschen Reminiszenzen trieb man ein gespreiztes Wesen, das mich anwiderte. Kurz, meine Erinnerungen in diese Zeit sind sehr unerfreulich. Erst später, als ich aufs Gymnasium und in eine Privatpension kam, fand ich meine Lage erträglich.“

### Junggesellenzeit.

Herr von Martwig-Rügenow, ein liebenswürdiger und gescheiter Mann, fand Vergnügen an meinem Klavierspiel und belohnte mich gelegentlich durch ausführliche Mittheilungen über „Otto Bismarck“, der schon als Schüler in Berlin einige Zeit mit ihm zusammen gewesen war und kürzlich mehrere Jahre im benachbarten naugarder Kreise gewohnt hatte. Er erzählte:

„Wenn ich nach langer Fahrt auf schlechten Wegen bei ihm in Kniephof ankam, wurde ein einfacher Imbiß aufgetragen; er nahm Porter und Sekt aus dem Wandschrank, setzte die Flaschen vor mich hin und sagte: Help yourself. Während ich mich stärkte, sprach er viel und anregend. Er hatte Reisen in Deutschland, England und Frankreich gemacht und las gewaltig viel, meistens Geschichtswerke. Er vertiefte sich auch gern in Spezialkarten, namentlich von Deutschland und in die alte zwanzigbändige „Erdbeschreibung“ von Büsching, die ausführliche Angaben über die meisten deutschen Landschaften enthält. Von sehr vielen Gütern in Pommern, in der Mark und im Magdeburgischen kannte er die Bodenverhältnisse, die Erträge und sogar die zu verschiedenen Zeiten dafür gezahlten Kaufwerthe. Auch über Politik sprach er gern; und was er sagte, klang manchmal ziemlich oppositionell, weil ihm die schleppende Geschäftsbehandlung bei den Regierungskollegien in Wachen und Potsdam mißfallen hatte. Aber sein Soldatenherz kam bei jedem Anlaß zum Vorschein. In früherer Jugend hatte er Soldat werden wollen, seine Mutter aber wünschte, ihn dereinst als wohlbestallten Regierungsrath zu begrüßen. Ihr zu Liebe verbrachte er

mehrere Jahre im Justiz- und Verwaltungsdienst, fand aber keinen Geschmack daran. Nach ihrem Tode kam er in unsere Gegend und genoss die Freiheit des Landlebens in vollen Zügen. Er freute sich immer sehr, wenn man ihn besuchte; und wenn man fortfuhr, pflegte er die Gäste zu Pferde bis über seine Gutsgrenze zu begleiten. Zu seinem Vergnügen kam er einmal nach Treptow und diente längere Zeit als Landwehrlieutenant bei den Mlawen. Das kameradschaftliche Leben sagte ihm sehr zu. Er war der vorwiegendste Reiter und stürzte öfters, einmal so gefährlich, daß ein Anderer wohl nicht lebendig davongekommen wäre; aber seine Riesennatur trotzte jeder Störung. Er war ein vorzüglicher Jäger und oft König der Jagd. In Kniephof war das Jagdbüchlein immer einfach, doch sahen wir, trinkend und rauchend, gewöhnlich bis in die tiefe Nacht. Bismarck war ein starker Becher, aber nie hat ihn Jemand berauscht gesehen“.

Auch Blandenburg-Zimmerhausen erzählte gern und viel von ihm.

„Ich kannte ihn schon als Nachbarstind,“ sagte er, „da seine Eltern während unserer Kindheit in Kniephof lebten. Später waren wir ein paar Jahre gleichzeitig auf dem berliner Gynnasium zum Grauen Kloster. Er erschien mir schon damals als ein räthselhafter Mensch; nie sah ich ihn arbeiten, oft spaziren gehen, — und doch wußte er immer Alles und hatte immer alle Arbeiten fertig. Dann waren wir lange Zeit getrennt, bis er wieder in unsere Gegend kam. Er trieb mehrere Jahre Landwirthschaft, fühlte sich aber davon nicht befriedigt und machte im Winter 1843/44 noch einen Versuch, sich bei der Regierung in Potsdam beschäftigen zu lassen, wo er früher schon einmal als Referendar gearbeitet hatte. Das wollte aber nicht glücken. Die Vorgesetzten langweilten, der schleppende Geschäftsgang erbitterte ihn. Der Oberpräsident, ein fleißiger Bureaukrat der alten Schule, hatte kein Verständniß für den außergewöhnlichen Menschen. Er schrieb eines Tages eigenhändig eine Verfügung, die mit den Worten anfing: ‚Mir ist im Leben schon Manches vorgekommen, aber noch kein Referendarins mit dreihundsechzig Resten.‘ ; zu mündlicher Verwarnung citirt, erzählte Bismarck dem Oberpräsidenten harmlos von den Veriefelungsanlagen ‚auf seinen Gütern‘ und von anderen landwirthschaftlichen Neuerungen. Es war vernünftig, daß er Potsdam bald wieder verließ. Nach Kniephof zurückgekehrt, fand er Gelegenheit, den Landrath des naugarder Kreises, seinen Bruder, lange Zeit hindurch zu vertreten, und machte Das ganz vorzüglich. Nach meiner Verheirathung war er sehr viel bei uns. Wir hatten regelmäßige Shafespearelesende“.

### Musik.

Bismarck war mit gutem Gehör und wohlklingender Baritonstimme begabt, an deren Ausbildung er jedoch niemals gedacht hat. Die Kreise, in denen er als Jüngling verkehrte, waren vielfach antegend, aber nicht eigentlich musikalisch. Wenn er in späteren Jahren mitunter eine Melodie mitsummte oder für sich allein wiederholte, waren die Töne immer von unansechtbarer Reinheit. Er hatte ein feines Gefühl für ernste Musik und oft große Freude daran. In seinem Zuhören erlebte ich drei Abstufungen. Als Abgeordneter und in Frankfurt hörte er, gewöhnlich rauchend, mit ungetheilter Aufmerksamkeit; so auch an

vielen Winterabenden in Versailles (1870/71) nach dem Diner. In Petersburg pflegte er beim Zuhören zu lesen. Auch als Minister und Bundeskanzler las er beim Hören, wenn er im Musikzimmer war, öffnete mitunter die Thüre seines nur durch ein offenes Kabinet davon getrennten Arbeitszimmers, um sich beim Schreiben durch Töne anregen zu lassen. Als Reichskanzler aber lehnte er ab, Musik zu hören, weil die Melodien ihn nachts verfolgten und zu schlafen hinderten. In den ersten Jahren seiner Ehe hat Frau von Bismarck ihm viel vorgespielt. Ein Lieblingsstück, das er sie noch in Frankfurt (1853) in meiner Gegenwart zweimal zu spielen hat, war ein kurzer feuriger Satz von Ludwig Berger (Opus 12, Nr. 3). „Diese Musik“, sagte er, „gibt mir das Bild eines cromwell'schen Reiters, der mit verhängten Jägeln in die Schlacht sprengt und denkt: jetzt muß gestorben sein.“

In Frankfurt äußerte Bismarck mehrmals, daß er nie in ein Konzert gehen möge. Das bezahlte Billet und der eingezwängte Platz verleideten ihm den möglichen Genuß. Schon der Gedanke, für Musik Geld zu zahlen, sei ihm zuwider. Musik müsse frei geschenkt werden wie Liebe. Diese Worte hörte ich von ihm in verschiedenen Jahren (1853, 1855, 1857). In Petersburg sagte er gelegentlich (1860), gute Musik rege ihn oft nach einer von zwei entgegengesetzten Richtungen an; zu Vorgefühl des Krieges oder der Idylle.

Vierhändig spielen zu hören, liebte er nicht. „Die sichtliche Gebundenheit der Spieler an das Notenschrift“, sagte er, „schließt eine freiere Bewegung aus. Nur wenn der Spieler ohne Vermittelung eines Blattes Papier zu seinem Instrument spricht, beginnt für mich der Genuß.“

Ueber eine Fuge von Bach in E (Wohltemperiertes Klavier, Band II, Nr. 9) sagte er (1853): „Der Mann hat von Anfang mancherlei Zweifel, ringt sich aber allmählich durch zu einem festen, frohen Bekenntniß.“ Ueber andere Stücke von Bach hat er nie Etwas gesagt. Ueberhaupt pflegte er nach dem Schluß der Musikstücke zu schweigen, wie um die Töne innerlich nachklingen zu lassen; nur ganz ausnahmsweise fiel mitunter eine Bemerkung.

Von Mozarts Instrumentalstücken, deren ich übrigens nur wenige spielte, hat ihm keins einen besonderen Eindruck gemacht, auch nicht das Konzert in D-moll, dessen etwas gekürzten ersten Satz Frau von Bismarck nicht oft genug hören konnte. Er sagte danach nur: „Beethgen (Beethoven) ist mir lieber“ (1862). Mehrmals hat er im Laufe der Jahre geäußert: „Beethoven sagt meinen Nerven am Besten zu.“

Ueber den ersten Theil der Sonate in Es (27, Nr. 1) sagte er (1856): „Das ist, als wenn man gegen Abend in etwas angeheitertem Zustande langsam durch die Straßen schlendert. Man sieht sehr vergnügt ins Abendroth und denkt: Ob wohl morgen wieder so hübsch wird wie heute?“

Ueber das erste Stück der großen Sonate in F-moll (57) sagte er (1864): „Wenn ich diese Musik oft hörte, würde ich immer sehr tapfer sein.“ Das war eine scherzhafte Wendung zum Lobe der Musik auf Kosten seiner Person; denn wie hat er musikalischer Anregung bedurft, um tapfer zu sein. Ueber den letzten Satz sagte er (1868): „Das ist wie das Ringen und Schluchzen eines ganzen Menschenlebens.“ Beethovens 32 Variationen fand er nur technisch bewundernswürdig (1865), aber nicht zum Herzen gehend, während Frau von Bismarck sie



sehr liebte. Variationen waren ihm überhaupt unerfreulich. Sogar nach dem Andante von Schuberts D-moll-Quartett, das er leidenschaftlich liebte, sagte er einmal, das Thema ohne die Variationen ginge ihm eigentlich doch tiefer als das ganze ausgeführte Stück.

Nächst, ja, neben Beethoven liebte er Schubert. Von dessen eben genanntem Quartett, das ich für Klavier bearbeitet hatte und oft spielen mußte, sagte er mehrmals: „Das ist mir wie Beethoven.“ Mendelssohn hörte er immer gern, wenn auch nicht so gern wie Beethoven und Schubert. Nach dem Präludium in B-moll (36, Nr. 1) sagte er einmal (1867): „Dem Manne geht es aber wirklich sehr schlecht.“ Beim Hören des Capriccio in B (33, Nr. 2) sagte er (1855): „Stellenweise klingt Das wie eine vergnügte Rheinfahrt; an anderen Stellen aber glaube ich, einen im Walde vorsichtig trabenden Fuchs zu sehen.“

### Geschäfte.

Geschäftlich wurden mir alle an den Ministerpräsidenten persönlich gerichteten Gesuche zugewiesen. Morgens um zehn Uhr und abends um sieben Uhr hatte ich mich beim Chef zu melden, um die Eingänge in Empfang zu nehmen und die Entwürfe der Antworten vorzulegen, die er dann in meiner Gegenwart erstaunlich schnell durcharbeitete und unterschreiben zurückschickte. Keine Sache blieb vierundzwanzig Stunden unerledigt. Ich stand damals im vierzigsten Lebensjahr und war seit langer Zeit gewohnt gewesen, daß meine Entwürfe amtlicher Schriftstücke von Vorgesetzten fast gar nicht korrigirt wurden; jetzt aber kam ich wieder in die Stellung eines Schülers, dessen Konzepte selten unverändert stehen blieben.

Auffallend war mir die Behandlung der zahlreichen Bittbriefe. Wenn solche den Eindruck wirklicher Noth machten, wurde ich beauftragt, die Bittsteller aufzusuchen und kleine Unterstützungen zu spenden, nicht etwa aus irgend einem staatlichen Dispositionsfond, sondern aus den Privatmitteln des Ministers. Einmal mußte ich einer in der Köpenickerstraße vier Treppen hoch wohnenden Witwe fünfundsiebenzig Mark überbringen, was mir für die Privatverhältnisse des Gebers sehr hoch gegriffen schien. Ich erlaubte mir, abzurathen von dieser dilettantischen Armenpflege, die immer neue unerfüllbare Ansprüche herbeirufen mußte. Die Antwort lautete: „Wer sich in Noth bittend an mich wendet, Dem helfe ich, so weit ich es mit meinen geringen Mitteln vermag.“ Gelegentlich fragte ich, ob es nicht zweckmäßig sein würde, durch das Bureau nur die wichtigeren Eingänge vorlegen zu lassen. „Nein“, sagte der Minister, „wenn ich nicht Alles sehe, was ankommt, verliere ich die Fühlung mit Dem, was im Lande vorgeht.“ Nach mehreren Wochen wurde jedoch in Folge der diplomatischen und militärischen Vorbereitungen zum dänischen Kriege die Geschäftslast so groß, daß er die augenscheinlich unwichtigeren Eingänge mit der Bezeichnung O, als nicht gelesen, an das Bureau gehen ließ und nach deren Erledigung nicht fragte.

Am dreißigsten Oktober schrieb ich meinem Bruder:

„Bismarck ist in Geschäften wirklich wundervoll, von unbegreiflich schnellem Ueberblick und heiterer Entschlossenheit, verlangt aber mitunter Uausführbares, weil nicht alle Verwaltungsgehehe ihm geläufig sind. Gestern abend mußte ich wieder einmal vorstellen, daß Dies und Das nicht möglich sei. Er wurde, wie

immer in solchen Fällen, ärgerlich und persönlich, ohne aber die Form im Mindesten zu verletzen. In der Nacht grübelte ich darüber, ob ich für sein Naturell den richtigen Ton zu treffen vermöchte, und heute morgen ging ich in etwas gedrückter Stimmung zum Vortrag. Da kam er mir mit besonderer Freundlichkeit entgegen und sagte, er wolle mich nun auch im auswärtigen Dienst beschäftigen und deshalb mit Theile sprechen."

### Bleichröder.

Zu den Personen, die dem Minister näher standen, gehörte schon damals Herr Herron Bleichröder, Chef des Bankhauses S. Bleichröder, ein Mann von ungewöhnlichen Fähigkeiten. Sein Verstand war so lebendig wie durchdringend, sein Gedächtniß zuverlässig, sein Herz fest und treu. Das bei ihm deponirte Kapitalvermögen des Ministers gab ihm fast nichts zu thun, weil Spekulationen irgend welcher Art mit dessen Werthen verboten waren; aber seine Stellung zu dem pariser Hause Rothschild führte ihn mitunter einen politischen Auftrag zu. Die frankfurter Familie Rothschild ist bekanntlich in Wien, Paris und London verzweigt; ihr Vertreter in Berlin aber war Bleichröder. Nun hatte der damalige Chef des pariser Hauses, Baron James Rothschild, jeder Zeit freien Zutritt zum Kaiser Napoleon, der ihn nicht nur über Finanzfragen, sondern auch über Politik ein freies Wort zu gestatten pflegte. Dies bot die Möglichkeit, durch Bleichröder und Rothschild an den Kaiser Mittheilungen gelangen zu lassen, für die der amtliche Weg nicht geeignet schien. In jenen Jahren hielt Bismarck für geboten, die Beziehungen zu dem mächtigen Monarchen mit allen verfügbaren Mitteln sorgfältig zu pflegen, und legte daher Werth darauf, auch diesen Weg vertraulicher Mittheilungen mitunter benutzen zu können. Durch mich sind derartige Aufträge nie vermittelt worden; doch erhielt ich die Anweisung, Herrn Bleichröder über die Lage der auswärtigen Politik, so weit sie nicht geheim zu halten war, auf Befragen fortlaufend zu unterrichten, damit er Eröffnungen der bezeichneten Art, die der Minister sich selbst vorbehielt, schnell und richtig auffassen könnte. Herr Bleichröder pflegte daher mehrmals in der Woche am frühen Morgen zu mir zu kommen und einige Minuten zu verweilen, an warmen Tagen im Garten, sonst in meinem Wohnzimmer. Ich lernte ihn auf diese Weise genau kennen und aufrichtig schätzen. Die gelegentlichen Aufträge des Ministers an Bleichröder hatten zur Folge, daß Dieser sich als Hilfsarbeiter des Auswärtigen Amtes fühlte und demnach, wenn er von Bismarck sprach, ihn „unsern hochverehrten Chef“ zu nennen pflegte. Weiteren Kreisen durfte der politische Grund seiner öfteren Besuche im Auswärtigen Amte natürlich nicht bekannt werden. Es erhob sich daher manchmal das Gerücht, daß Bismarck durch Bleichröder für sich Börsengeschäfte machen lasse, was thatsächlich niemals geschehen ist. Er hat oft genug ausgesprochen, es sei völlig unerlaubt, seine Kenntniß der politischen Lage zu Spekulationen zu benutzen; ein Minister, der sich damit befaße, müsse in Versuchung kommen, seine politischen Entschlüsse durch Rücksichten auf persönliche Vortheile oder Nachtheile beeinflussen zu lassen, und könne daher keine gute Politik machen.

## Bucher und Vassalle.

In den Jahren 1864 bis 1866 erhielt ich fast täglich schriftliche Mittheilungen und politische Rathschläge von dem Herrn Rudolf Schramm, einem unabhängigen Rheinländer, der früher der demokratischen Partei angehört hatte, seit 1862 aber sich öffentlich als Anhänger Bismarcks bekannte und später zum Generalkonsul in Mailand ernannt wurde. Der Minister beauftragte mich, alle Briefe Schramms zu lesen, aber nur ganz ausnahmsweise, nach meinem Ermessen, darüber Vortrag zu halten. Dazu schien mir die im November 1864 eingehende Meldung geeignet, daß Lothar Bucher, mit seinen früheren Parteigenossen gänzlich zerfallen, im Wolffschen Depeschendureau seinen Lebensunterhalt erwerben und vielleicht für den auswärtigen Dienst zu gewinnen sein würde. Ich hatte im Jahre 1848 in Eßlin einen Bruder und den Vater Buchers als sehr gebildete und achtbare Männer kennen gelernt. Lothar, der damals in der Nachbarstadt Stolp als Kreisrichter angestellt war, aber viele Jahre bei den eßliner Gerichten gearbeitet hatte, lernte ich nicht persönlich kennen. Es wurde aber gelegentlich seiner Wahl zur preussischen Nationalversammlung in Eßlin viel von ihm gesprochen. Einstimmig war die Anerkennung seiner ausgezeichneten Fähigkeiten und Kenntnisse wie seines ehrenhaften Charakters; allgemein in Beamtenkreisen das Bedauern, daß er durch seine radikale politische Richtung dem Staatsdienst voraussichtlich entzogen werden würde. Wirklich eines politischen Vergehens angeklagt, ging er 1850 nach England, wo er bis zur allgemeinen Amnestie des Jahres 1860 als Schriftsteller lebte. Seine Correspondenzen für die Nationalzeitung, namentlich die Aufsehen erregenden Berichte über die ersten beiden Weltausstellungen (1851 in London, 1855 in Paris), erwiesen ungewöhnliches Talent, sich in fremden Regionen zurecht zu finden; seine Schrift über den Parlamentarismus in England aber zeigte einen vorurtheilsfreien Geist, der mit dem damals in Deutschland landläufigen Glauben an die Nothwendigkeit streng parlamentarischer Regierung gründlich gebrochen hatte.

Das Alles trug ich dem Minister vor. Er hörte ruhig zu und rief dann lebhaft: „Bucher ist eine ganz ungewöhnliche Kraft. Ich würde mich freuen, wenn wir ihn gewinnen könnten. Im Abgeordnetenhaus habe ich manchmal seinen hohen, schmalen Schädel betrachtet und mir gesagt: Der Mann gehört ja gar nicht in die Gesellschaft von Dickköpfen, bei denen er jetzt sitzt; Der wird wohl einmal zu uns kommen. Seine literarische Thätigkeit habe ich mit Interesse verfolgt. Nun kann man allerdings nicht wissen, wie weit seine Entwicklung jetzt gediehen ist; aber ich halte nicht für gefährlich, ihn in unsere Karten sehen zu lassen. Wir kochen Alle mit Wasser und das Meiste, was geschieht oder geschehen soll, wird gedruckt. Geseht den Fall, er käme als fanatischer Demokrat zu uns, um sich wie ein Wurm in das Staatsgebäude einzubohren und das Ganze in die Luft zu sprengen, so würde er bald einsehen, daß nur er selbst bei dem Versuch zu Grunde gehen müßte. Blicke die Möglichkeit, daß Bucher kleine Geheimnisse um kleiner Vortheile willen verräthe; solcher Gemeinheit aber halte ich ihn für unfähig. Sprechen Sie mit ihm, ohne nach seinem Glaubensbekenntniß zu fragen: mich interessiert nur, ob er kommen will.“

Er kam gern, wurde vereidigt und in die politische Abtheilung eingeführt. Die Herren von Thile und Abeken waren keineswegs erbaut von der Wahl des neuen Kollegen und ich hatte einige Mühe, ihnen die Auffassung des

Chefs verständlich zu machen. Nach und nach aber kam Bucher durch sein einfaches, bescheidenes Wesen und durch die unanfechtbare Beschaffenheit seiner Arbeiten in eine leidliche Stellung.

Nach einiger Zeit wurde dem Minister berichtet, daß Vassalle, der im letzten Sommer in einem Duell gefallen war, Bucher zum Exekutor seines Testaments ernannt hätte, daß daher die Beziehungen Beider intime gewesen sein müßten und Bucher vermuthlich Sozialdemokrat sei. Ich rieth ihm, über sein früheres Verhältniß zu dem bekannten Agitator möglichst vollständige Aufklärung zu geben. Er händigte mir alle Briefe ein, die Vassalle ihm jemals geschrieben hatte. Es ging daraus hervor, daß Vassalle ihn gern gehabt und öfters zum Essen eingeladen hatte, daß aber Dessen wiederholte Versuche, ihn zu seinen sozialistischen Ansichten zu belehren, erfolglos geblieben waren. Der Minister, dem ich die Briefe vorlegte, sagte mir bei der Rückgabe, der Verkehr mit Vassalle habe ihm selbst so viel Vergnügen gemacht, daß er aus diesem Umgang Bucher keinen Vorwurf machen könne.

Schon 1863 sprach Bismarck gelegentlich davon, daß Vassalle ihn mehrmals besucht und sehr gut unterhalten hätte. Er sei zwar ein Phantast und seine Weltanschauung eine Utopie, aber er spreche so geistvoll darüber, daß man ihm gern zuhöre. Er sei der beste aller jemals gehörten Redner. Sein Sport sei, vor einigen tausend Arbeitern zu sprechen und sich an deren Beifall zu betheuern. Politisch willkommen wäre seine Gegnerschaft gegen die Fortschrittspartei; man könne deshalb seine Agitation eine Weile fortgehen lassen, mit dem Vorbehalt, im geeigneten Moment einzugreifen.

Einige Wochen nach Ausbruch des dänischen Krieges gab mir der Minister ein Schreiben Vassalles, mit welchem dieser zwei Exemplare eines eben erschienenen Werkes eingeschickt hatte. Das kleine Buch war betitelt: „Herr Pastat-Schulze von Delphisch, der Monomische Julian, oder Kapital und Arbeit.“ In dem Schreiben hieß es, „der Minister würde aus diesem Holze Kernbolzen schneiden können zu tödtlichem Gebrauche, sowohl im Ministerrath wie den Fortschrittlern gegenüber. . . Auch wäre es sehr nützlich, wenn der König einige Abschnitte des Buches läse, dann würde er erkennen, welches Königthum noch eine Zukunft hat, und klar ersehen, wo seine Freunde, wo seine wirklichen Feinde sind.“ Der Minister gab mir das sonderbare Schreiben und trug mir auf, da er sehr beschäftigt sei, mündlich oder schriftlich in seinem Namen den Empfang dankend zu bestätigen. Ich war mit unfruchtbareren Beschäften stark belastet und hatte kein Verlangen, die persönliche Bekanntschaft des notorisch übermäßig eitlen Briefstellers zu machen. Wagener hörte gelegentlich von ihm die Worte: „Ich, Bismarck und Sie sind die drei klügsten Leute in Preußen.“ Einige Tage später erwähnte der Minister lächelnd, Vassalle habe sich schriftlich beschwert, daß er für seine große auf das Buch verwendete Mühe nur durch ein trockenes Billet eines Rathes belohnt worden sei; er verlange sachliches Eingehen auf sein Werk und müsse den Minister bald sprechen. Diese Tonart fand keinen Anklang bei Bismarck. Keines Wissens hat er den geistreichen Redner nach dem Februar 1864 nicht mehr gesehen. Die Nachricht von Vassalles Tode, die wir Anfang September in Baden erhielten, schien auf ihn keinen Eindruck zu machen.